UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Vergißmeinnicht
# 1938

11 (1938)

Visual Library

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT der MARIANNHILLER MISSION

Nummer 11 November 1938 56. Jahrgang

# Allerheiligen

O schönes Fest! Wohl kann ich deinen Sinn erfassen;
Wir wollen heute unsern Dank erschallen lassen
Für alle, die ihr prophezeit in Wort und Bild,
Für alle, welche eines Weinstocks erste Reben
Und die ihr Leben blutend für ihn hingegeben;
Und die der Kirche Gottes Lehrer, Säulen sind,
Und die in harter Buße einsam ihm gedient;
Und die der Herr als seine Bräute sich erkoren,
Die in der Reinheit ew'ge Treue ihm geschworen;
Sie alle waren einst dem sel'gen Heil verloren,
Und alle hat in seinem Blut er neu geboren;
Und was sie waren, sind, das können wir auch sein,
Doch nur durch ihn, durch Jesu Christ allein!

Marianne, Freiin von Dreihann

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Allerheiligen – Allerseelen

## Die Gemeinschaft der Heiligen unser Trost

Nach Trost verlangt das hienieden so oft gedrückte Menschenherz. Nach Trostgründen sucht nicht minder der Menschenverstand. Und doch scheint in der Welt nichts weniger zu Hause zu sein als Trost. Was aber die Welt nicht bieten kann, das bietet in reichlicher Fülle unser heiliger katholischer Glaube. Auch am Doppelfeste Allerheiligen-Allerseelen dringen an das gläubige Christenohr Klänge, die geeignet sind, unser aller Herzen mit süßem Troste zu erfüllen. Die frohen Jubelklänge und Jubelgesänge der Heiligen im Himmel, wie die bitteren Klagerufe der Seelen des Fegfeuers frischen in unserem Geiste das Gedächtnis an jene beseligende Gemeinschaft auf, die wir so oftmals bekennen, wenn wir im apostolischen Glaubensbekenntnisse beten: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen."

Welch eine Flut tröstlicher Gedanken und Gefühle löst schon das bloße Wort „Gemeinschaft" in unseren Seelen aus! Wir stehen also nicht vereinsamt auf dieser Welt; wir alle, die wir durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen wurden, bilden eine einzige große Gottesfamilie, ein alle Völker umspannendes Gottesreich, einen einzigen Leib in Christo Jesu unserm Herrn; wir alle wallen gemeinsam dem einen großen Endziele zu, zur ewigen Gottesstadt, zu unserer wahren Heimat. Und diese Gemeinschaft ist nicht etwa beschränkt auf unsere kleine Erde, sie hört nicht auf mit dem Tode jedes Einzelnen; die Grenzen der Welt fallen keineswegs zusammen mit den Grenzen dieses großen Gottesreiches. Die Kirche ragt hinüber in die Ewigkeit, Himmel und Erde und Fegfeuer verbindend. In der Tat, erheben wir unser Auge hinauf, so erblicken wir in lichten Himmelshöhen unsere verklärten Brüder, die verherrlichten Glieder desselben Leibes, dessen streitende Glieder wir sind; und schauen wir hinab in die Tiefe, so sehen wir andere, leidende Glieder eben dieses Leibes. Denn ein einziges Band umschlingt sie alle. Ein Herr und Gott aller, ein Haupt, ein Endziel!

Eine großartige Gemeinschaft fürwahr, diese Gemeinschaft der Heiligen, voll des Trostes für unsere armen Erdenpilger! Denn nicht als eine tote, unfruchtbare, sondern als eine lebensfrische, lebenerweckende Gemeinschaft müssen wir sie uns vorstellen, in der ein ewiges gegenseitiges Empfangen und Mitteilen, Nehmen und Geben stattfindet. Gerade das macht diese Gemeinschaft so trostreich für uns, daß sie eine wahre Interessengemeinschaft, eine Gütergemeinschaft im wahrsten Sinne des Wortes ist.

Ein trostvoller Gedanke, als Christ, sich als empfangendes Glied dieser Gemeinschaft betrachten zu dürfen. Der Christ, der als lebendiges Glied der Kirche angehört, ist auch mit Christus verbunden und nimmt teil an allen Gütern und Schätzen des Hauptes. Alles, was Christus durch seine Menschwerdung, seine Leiden, seinen Tod verdient hat, ist Gemeingut aller geworden, die ihm angehören. Wie sämtliche Reben aus dem einen Weinstock ihren Lebenssaft saugen, so strömt aus dem einen Jesuherzen Leben und Kraft und Gnade in alle Herzen über, die in Liebe ihm anhangen. Sein kostbares Blut durchrieselt mittels des vielarmigen Kanals der Sakramente alle Glieder; seine Lehre, sein Opfer, seine Segnungen, seine Liebe gehören allen. Mit ein und demselben Brote gespeist, durch ein und dasselbe Opfer beständig erlöst und erneuert, durch ein und dieselbe Milch der Lehre genährt, leben und atmen wir in dem einen Erlöser Christo Jesu,



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

**Allerseelen** H. Kocher

stehen alle mit ihm, unserm Haupte, in heiliger Lebens- und Gütergemeinschaft. Und wie mit dem Haupte, so stehen auch untereinander alle Glieder in Verbindung; auch unter ihnen findet ein ewig reger Austausch der Güter statt. Wie könnte es auch anders sein? Zieht doch das Glied Leben und Kraft nicht nur aus dem Haupte, sondern aus allen übrigen Gliedern. „Leidet ein Glied, so leiden alle Glieder mit, wird ein Glied verherrlicht, so freuen sich alle Glieder mit." (1. Kor. 12, 26). Alles, was in der Kirche Gottes Großes, Gutes, Verdienstliches geschieht, fließt in den gemeinsamen Schatz, aus welchem jeder schöpfen kann, der als Glied dem geheimnisvollen Leibe des Herrn angehört. Also alles Beten, alles Kämpfen, alles



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Primiz des Hochw. P. Liebwin Weber CMM.
in Lalling, Niederbayern
Photo: Mariannhiller Mission

Opfern, alles Leiden, das irgendwo auf dem weiten Erdenrund, zu irgendeiner Erdenzeit in Vereinigung mit Christus Gott dem Herrn dargebracht wird, ist nicht verloren für die Gesamtheit, es wird aller Eigentum.

Aber erweitert sich auch schon unser Blick, zumal am Feste Allerheiligen, wenn wir unserer verklärten Brüder da droben gedenken. Unserer Brüder! Das Band, das sie einstmals auf Erden mit uns verband, ist nicht zerrissen, auch jetzt noch dauert unsere Gemeinschaft mit ihnen unter dem einen gemeinsamen Haupte, Christus, fort, nunmehr in noch vollkommenerem Sinne die Gemeinschaft der Heiligen. Die Heiligen sprechen zu uns, fordern uns auf zu Vertrauen und Mut. Seid getrost, Brüder, so sprechen sie, laßt euch ermuntern durch unser Beispiel! Was ihr nun seid, das waren einstens auf Erden auch wir, Pilger zur ewigen Heimat, Kämpfer um die himmlische Krone. Wir haben das Ziel erreicht, die Krone in Empfang genommen. Was wir konnten, das könnt auch ihr. Tretet ein in unsere Fußstapfen, wirket mit der euch gebotenen Gnade mit, wie wir mit ihr gewirkt haben. Fühlt ihr euch aber schwach, wohlan, so stützet euch auf unsere Hilfe. Wir im Himmel haben das große Gebot der Liebe nicht vergessen. Eingetaucht in das Feuer der göttlichen Liebe selber flammt unsere Liebe zu euch, unsern streitenden Brüdern, in hellen Flammen auf, und wenn auf Erden schon die Liebe uns drängte, so noch viel mehr jetzt. Haben wir doch erkannt und erfahren, was es heißt, Gott schauen, Gott lieben, Gott besitzen und euch gleichen Glückes teilhaftig zu sehen, ist unser sehnlichster Wunsch und unser flehentliches Gebet für euch. Wollet auch nicht verzagen angesichts eurer eigenen Sündenschuld und eurer Armut an Verdiensten! Seht, wir sind reich und teilen euch gerne von unserm Überflusse mit. Was wir einstmals auf Erden gesammelt haben an genugtuenden und verdienstlichen Werken, das haben wir zum großen Teil euch hinterlassen; es ist niedergelegt in der großen Schatzkammer der einen, heiligen, katholischen Kirche, allen zum Heile, allen zum Nutzen.

Für uns als Empfänger ist die Gemeinschaft der Heiligen ein großer



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Trost. Aber auch als Geber enthält die Gemeinschaft der Heiligen etwas überaus Tröstliches und in Wahrheit ist Geben seliger als Nehmen. Wir sind in der Gemeinschaft der Heiligen nicht nur Empfänger, wir sind auch Ausspender. Und nähmest du, lieber Christ, in der Welt auch eine noch so geringe Stelle ein, vermöge jenes geheimnisvollen geistigen Bandes, das dich mit Christus und durch ihn mit allen Gliedern der Kirche verbindet, kommen alle deine im Stande der heiligmachenden Gnade verrichteten guten Werke nicht nur dir selber, sondern auch der Gesamtheit zugute, deinen streitenden Brüdern auf Erden. Durch deine Gebete, deine Opfer, deine in Geduld ertragenen Leiden kannst auch du den geistigen Güterschatz der Kirche vergrößern, kannst auch du mitschaffen an der Ausbreitung und Erhöhung des Reiches Gottes hier auf Erden, kannst auch du das Deinige tun, daß der Himmel mehr bevölkert werde. Und wenn du auch unscheinbar und wenig beachtet, bist du doch ein lebendiges Glied an dem Leibe der Kirche und strömest als solches Kraft und Leben aus in alle übrigen Glieder. Dieser Gedanke gibt Trost und Lebensmut.

Noch größeren Trost aber birgt der Glaubenssatz von der Gemeinschaft der Heiligen für uns in sich. Schauen wir hinab in die Tiefe. Dort leiden die armen Seelen Pein und Qual; herzzerreißend dringt ihr Klageruf zu uns herauf: „Erbarmet euch, erbarmet euch wenigstens ihr, meine Freunde!“ Wer sind sie denn, die so rufen? Es sind auch unsere Brüder, es sind vermöge der Gemeinschaft der Heiligen auch Glieder, aber leidende Glieder am Leibe der Kirche. Welch starker Trost muß es nun für ein edelmütiges, mitleidiges Herz sein, sich bewußt zu sein, die Möglichkeit zu haben, diesen armen Seelen helfen zu können. Und in der Tat; der Christ ist imstande, diesen armen Seelen zu helfen; er kann als lebendiges Glied der streitenden Kirche wie ein wahrer Trostesengel hinabsteigen in das Fegfeuer mittels seiner Fürbitten, mittels des hl. Meßopfers, das er darbringen läßt, mittels der hl. Kommunion, die er aufopfert, mittels der Ablässe, die er den armen Seelen zuwendet, kann er die Flammen löschen, die Not lindern, die Fesseln lösen, die Himmelstür ihnen öffnen.

Afrikamissionar P. Irenäus Fiedler CMM. nimmt Abschied von seiner Schwester

Photo: Mariannhiller Mission

Wie reichhaltig ist doch der Trostesquell, der uns entgegensprudelt in den Wahrheiten unserer heiligen Religion! Das sollten wir am Allerheiligen-Allerseelenfest wieder tief empfinden und überhaupt für unser ganzes Leben auf Erden, indem wir uns den neunten Glaubensartikel: „Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen“ wieder klarzumachen suchen. Glauben wir



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber nicht nur mit dem Munde, lassen wir auch das Herz teilnehmen an diesem Glauben. Seien wir vor allem lebendige Glieder am großen Leibe der Kirche, führen wir ein der Gemeinschaft der Heiligen würdiges Leben hier auf Erden schon. Dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, dereinst auch aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft der Heiligen. -d-

# Hundert Jahre Katholisch-Südafrika

(Schluß)

Fast ebenso ungünstig wie diese erste Missionsreise nach Gazaland verlief P. Depelchin's Unternehmen. Am 17. Mai 1880 hatte er 50 Meilen südlich von den Viktoriafällen des Sambesi die Station Panda-Ma-Tenka gegründet. Am 13. Juli erlebten sie zum erstenmale das Schauspiel der berühmten Fälle und am folgenden Tage wurde hier die erste hl. Messe gefeiert. Dann ging es flußabwärts, von Panda-Ma-Tenka dreiwöchentliche Tour entfernt, zum Batonga-Potentaten Moemba. Hier wollte P. Depelchin eine zweite Station beginnen und P. Terörde mit Br. Berenne übergeben. Der König nahm sie am 10. August sehr gnädig auf, wies ihnen ein Grundstück an und machte so verlockende Versprechen, daß der Gründer schon nach fünf Tagen den Rückweg zur ersten Station antrat.

Unterwegs befiel ihn starkes Fieber und überdies kam bald Nachricht von den beiden auf der zweiten Station, daß auch sie schwer am Fieber darnieder lagen. Unfähig zur Weiterreise berief P. Depelchin durch Boten P. Weißkopf und Br. Nigg von Panda-Ma-Tenka zu Hilfe. In Moemba's Residenz konnten sie eben noch Br. Berenne retten gegen Mitte September — doch P. Terörde war bereits drei Tage tot.

Zwei Jahre später machten P. Engels und Br. Nigg einen neuen Versuch an dem fieberschwangeren Ort. Nach Genuß von „königlichem Bier" wurden beide sterbenskrank. P. Engels erholte sich ganz, aber Br. Nigg litt in der Folge 9 Jahre an chronischer Dysenterie.

P. Depelchin unternahm nach einiger Zeit eine dritte Gründung. Diesmal flußaufwärts zu Lia-lui, der Hauptstadt des Barotsekönigs Lewanika. Dieser schwarze Potentat zeigte sich ebenfalls sehr entgegenkommend und lud die Missionare in sein Land. Doch erst zwei Jahre später konnten P. Berghegge mit Br. Simonis und Br. De Bylder dem Rufe folgen. Der Letztere ertrank indessen auf der Reise in den Stromschnellen und Erstere fanden die Stimmung des Königs und der Barotse sehr ungünstig verändert. Sie wurden von allen Seiten gehindert und fast all ihrer Sachen beraubt und mußten schließlich den französischen Protestanten das Feld überlassen. Doch hatten nicht diese König und Volk der katholischen Mission abwendig und feindlich gemacht, sondern ein „freundlicher" Händler, dem P. Depelchin Dank zu schulden glaubte. Als dieser Mann später in schwerer Krankheit von denselben katholischen Missionaren liebevoll verpflegt wurde, gestand er reuevoll sein großes Unrecht.

Im Verlauf der ersten sechs Gründungsjahre opferten nicht weniger als 18 Missionare ihr Leben in den Gebieten der heutigen Rhodesiamission. Darum hatte Baron von Hübner nicht ganz unrecht, der um jene Zeit in Südafrika lebte: „er würde für dieses Unternehmen keinen Schilling ausgeben!" Zwei Brüder ertranken in den Flüssen und P. Weißkopf, der sich



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionsbrüder bei fleißiger Arbeit
Photo: Mariannhiller Mission

besonders den Burenjägern unweit der Viktoriafälle widmete, erlag dem Klima bereits 1883.

Von 1882 ab lag die Residenz Gubulawayo ziemlich verlassen. Der König verlegte seine Hauptstadt um 11 Meilen an den Platz des heutigen Bulawayo. Die Patres konnten nur noch die spärlichen Zurückgebliebenen missionieren. Die Gebäulichkeiten wurden abgebrochen und Teile davon zum späteren Aufbau der Missionsstation Empandeni, 70 Meilen südwestlich von Bulawayo, verwendet. Hier hatte Lo Bengula den Jesuiten einen Platz geschenkt und es wurde der erste, dauernde Anfang der Mission in seinem Lande. Panda-Ma-Tenka und Tati waren schon 1885 aufgegeben. Im November 1889 mußte auch Empandani zeitweilig verlassen werden. Mit 1890 schließt die Pionierperiode in Maschonaland. Um jene Zeit überließ die Chartered Company den Jesuitenmissionaren eine Farm von 12 000 acres. Es ist die nun blühende Station Chishawasha, 14 Meilen von Salisbury. 1896 wurde Empandeni wieder besetzt und diesen beiden Missionen folgten nach 1905 viele andere im südlichen Rhodesien.

Der Mariannhiller Anteil im heutigen Vikariat Salisbury und im Mariannhiller Vikariat Bulawayo möge ein anderesmal behandelt werden. Hier nun die Namen einiger Hauptplätze, wo auch unsere Patres, Brüder und Missionsschwestern viele Jahre Pionierarbeiten leisten konnten und wo ebenfalls eine ganze Reihe ihr Leben der katholischen Sache zum Opfer brachten. Monte Casino, Triashill, St. Barbara und St. Benedikt im Salisbury-Vikariate. St. Patrick, Embakwe, Empandeni, Semokwe und Wankie im Bulawayo-Vikariate.

Eine gedrängte Übersicht vom ganzen südafrikanischen Missionsgebiet und dem gesegneten Fortschritt der katholischen Religion überhaupt gehört sicher



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zur geziemenden Feier der jetzt vollendeten 100 Jahre. Auch unser „Vergißmeinnicht" erfüllt damit eine Pflicht des Dankes gegen Gott und die Vielen im Jenseits und Diesseits, die am katholischen Werke mitbauen durften seit 50 Jahren.

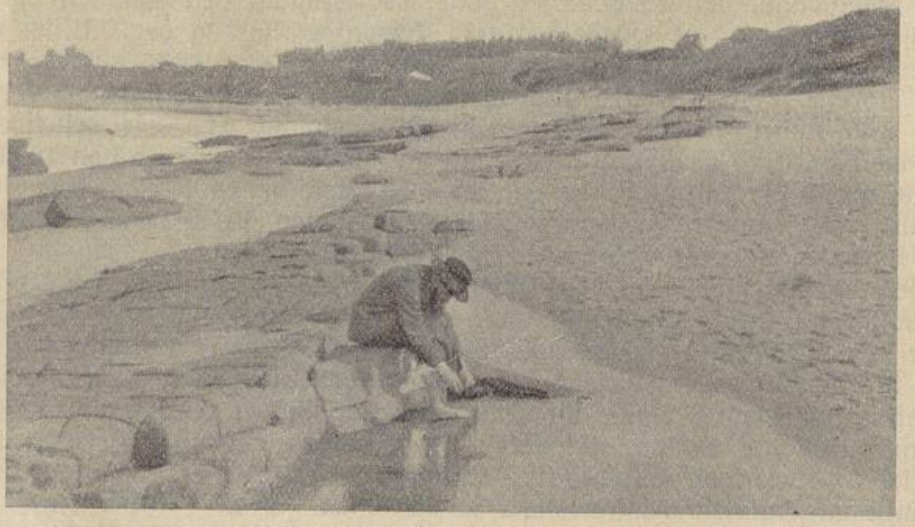
## Mission der Priester vom Heiligsten Herzen

Die ehemalige Garip-Präfektur in der Kapkolonie wurde 1936 Vikariat und nach dem Bischofssitz Aliwal North benannt. Msgr. Franz Wolfgang Demont SCJ. hatte durch 12 Jahre die Präfektur verwaltet und wurde im März 1936 in seiner Vaterstadt Aachen zum Bischof geweiht.

Das heutige Missionsfeld der Priester vom Heiligsten Herzen zählt bereits 16 Hauptstationen und über 80 Außenplätze. In Aliwal North ist das Provinzial-Mutterhaus der Menzinger Schwestern vom Hl. Kreuz seit Jahrzehnten ein Ausgangspunkt katholischen Lebens, besonders durch Schulen und Bildungsanstalten für die weiße Jugend. Hier hat nun auch der Hochwürdigste Bischof seine Residenz und ein kleines und großes Seminar für südafrikanische Priesterkandidaten errichtet. Ferner einen Konvent für farbige Missionsschwestern vom Hl. Herzen.

Hauptplätze mit Kirchen, Schulen und anderen Instituten in der Kapkolonie sind De Aar, Indwe, Umlamli, St. Theresia-Mission, Umhlanga u. a. Die Kirche von Middleburg ist Christus, dem König, geweiht. Jagersfontein und Zastron liegen im Orange-Freistaat.

Die Katholiken zählten bei Ankunft der Herz Jesu-Missionare rund 300. Heute sind es weit über 5000. Die Kommunionziffer des letzten Jahres war 130 000. Ein Hauptarbeitsgebiet ist der Herschel-Distrikt mit seinen 60 000 Eingeborenen, die bis auf 50 Meilen Entfernung von Umlamli in schwer zugänglichen Bergen wohnen. Besondere Sorgfalt verwendet das Vikariat auf die Krankenpflege der Weißen und Schwarzen. Hospitäler und Heil-



Küste am Indischen Ozean
Photo: Mariannhiller Mission



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anstalten sind an mehreren Orten eingerichtet. Der Missionsarzt von Alliwal North machte Krankenbesuchs-Touren bis zu 12 000 Meilen im Jahr! 1927 wurde regelrechter Krankendienst begonnen und von Dr. Anna Neukamp aus dem missionsärztlichen Institut Würzburg übernommen. Im neuen Hospital der St. Franz Xaver-Mission werden auch farbige Krankenpflegerinnen ausgebildet. Über 4000 Patienten fanden hier bereits Aufnahme und über 50 000 ärztliche Behandlungen wurden geleistet. Ein schwerer Verlust für dieses Missionsgebiet war der allzufrühe Tod von Dr. John Pattis und Dorothea Losebh. Bekanntlich spendete auch die „Miva" ein Flugzeug für den Krankendienst im Vikariat und seine weitzerstreuten, schwerzugänglichen Plätze. Das erste Junkerflugzeug verunglückte leider beim Probestart in East London, wobei der eifrige Missionshelfer und Pilot, Hans Marty, sein Leben opferte . . . Die deutsche „Miva" sorgte für einen Ersatz, aber die Betriebskosten des neuen „St. Peter"-Flugzeuges hat die Mission allein zu tragen.

Vor der Gründung der Präfektur bestanden außer Alliwal North katholische Ansiedlungen und Kapellen in Smithfield, Barkly East, Naauwpoort und Middleburg. Solange letzterer Ort Militärkamp war, hatten die Katholiken daselbst ein primitives Kirchlein, das jedoch gegen Anfang des Weltkrieges abgetragen wurde. Seit Ankunft der Priester vom Hlst. Herzen erfreute sich die katholische Sache beständigen Fortschrittes. Bischof Demont widmet sich mit seinen über 20 Priestern eifrig der Mission unter den Eingeborenen und Farbigen. Nach fast 20jähriger praktischer Seelsorge in Europa und Südamerika, sowie als Militärkaplan im Weltkrieg, verfügt der Apostolische Vikar über eine reiche Erfahrung. Insbesondere nimmt er sich der vielen Mischlinge dieser Gegenden an. So gründete er bereits 1927 für farbige Jungfrauen die Kongregation der „Missionsschwestern vom Hl. Herzen", deren Mitglieder in den Schulen, Haushaltungsanstalten und im Krankendienste nun sehr geschätzte Dienste leisten. Die Hl. Kreuz-Schwestern aus der Schweiz nehmen auch eingeborene Mädchen in ihre Kongregation auf.

Im Herschel-Distrikt machte die längst bestehende protestantische Mission bedeutende Konkurrenz. Hier suchte der Bischof vorzüglich durch Einrichtung von Handwerkerschulen Boden zu gewinnen. Ein guter Erfolg ist die St. Theresia-Station, nur 8 Meilen vom Orangefluß, der Grenze des Basutolandes. Das Missionskirchlein von Zastron im Freistaate ist ebenfalls der hl. Theresia vom Kinde Jesu geweiht.

Aus dem Priesterseminar für weiße Südafrikaner zu Alliwal North gingen bereits die ersten Neugeweihten hervor. Die Beiden entstammen dem Städtchen Indwe im Vikariate, erhielten ihre vollständige Ausbildung im Lande und wurden vom Apostolischen Delegaten im November 1934 als erste Voll-Südafrikaner zur Priesterwürde erhoben.

Wir schließen hier diesen Auszug aus dem Jubiläumsjahr-Berichte im „Southern Cross", gleichlautend wie beide, mit: Deo gratias!

**Lieber Leser! Gib das Vergißmeinnicht auch weiter an andere, deinen Freunden und Bekannten!**



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Mariannhiller Missions-Rundfunk

## Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling, CMM.

**Eingeborenen-Christen helfen opferfreudig an ihrem Kirchen-Neubau:** Schon vor einiger Zeit wurde berichtet, daß die Missionsstation Kevelaer im Apostolischen Vikariat Mariannhill eine neue größere Missionskirche erhalten soll. Die weitausgedehnte Mission von Kevelaer besitzt nur ein kleines Blechkirchlein, das schon an gewöhnlichen Sonntagen die vielen Kirchenbesucher nicht fassen kann. Aufgemuntert vom ehemaligen Rektor der Missionsstation, dem Hochw. P. Vitalis Fux CMM. begannen die Eingeborenen-Christen unentgeltlich die Steine für das Fundament herzurichten und auf den Bauplatz zu schaffen. In der Folgezeit wurde P. Vitalis nach Europa versetzt. Er vergaß aber in der Schweiz, seiner schönen Heimat, keineswegs seine ehemaligen schwarzen Schäflein. Immer wieder bat er großmütige, missionsbegeisterte Seelen um ein Scherflein für den Kirchen-Neubau in seiner ehemaligen Pfarrei in Südafrika. Durch die von P. Vitalis nach Südafrika überwiesenen Spenden wurde es möglich, auch die zum Bau nötigen Ziegelsteine zu brennen und anderes Baumaterial zu erwerben. Den Transport der Steine vom Ziegelofen zum Bauplatz besorgen nun auch wieder die glaubenseifrigen und opferwilligen Eingeborenen-Christen ganz unentgeltlich. Jeder Erwachsene hat versprochen 500 Bausteine von dem entlegenen Brennofen zur Baustelle zu tragen. Sogar die Schulkinder lassen es sich nicht nehmen, ihren Teil zum Kirchenbau beizutragen. In freien Augenblicken schleppen auch sie Ziegelsteine herbei, oder verrichten sonstige kleinere Arbeiten, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Helfer beim Kirchenbau sind vor allem die in der Nähe der Missionsstation wohnenden Christen. Doch auch die weit entfernten Christen der Außenstationen eilen, vom neuen Missionar der Station, dem Hochw. P. Felix Seger CMM. dazu begeistert, gerne herbei und bieten ihre Hilfe an. Wer selbst nicht helfen kann mit der Kraft der Arme, gibt trotz der Armut sein Scherflein zur Entlohnung einiger angestellter Facharbeiter. — Aber die Eingeborenen wollen nicht bloß eine große, sondern auch eine schöne Kirche haben. Farbige, wenn auch einfache Glasfenster soll die neue Kirche erhalten. Deshalb veranstalteten sie unter sich eine Sammlung zur Beschaffung der Fenster aus den Werkstätten in Mariannhill. Drei Fenster wurden gestiftet von dem St. Anna-Verein für die christlichen Mütter, zwei von der katholischen Lehrer-Vereinigung und je eines von der Marianischen Kongregation, dem Sokela- und Memela-Stamm, und den zwei dort ansässigen katholischen Häuptlingen. — Wenn immer die braven und opferwilligen Christen auf die Missionsstation kommen, betrachten sie sorgfältig ihren Kirchen-Neubau und freuen sich kindlich über jeden neuen Fortschritt. Die Opferwilligkeit der Wohltäter in der Schweiz, die unermüdliche Arbeit ihrer Missionare und nicht zuletzt ihre eigene opferfreudige Mithilfe bauen diese neue Missionskirche, die ja das Gezelt Gottes unter den Menschen, unter ihnen, den armen und oft so verachteten Schwarzen werden soll. Sie haben meist nur einfache, rauchgeschwärzte Hütten. Gott aber, Unkulunkulu, der große Große, soll ein schönes Haus haben, das seiner würdig ist und ihm samt seinen Kindern zur immerwährenden Freude gereicht. — — —

**50 jähriges Jubiläum der Missionsstation Centocow:** Am 11. September 1888 wurde von unserem hochseligen Stifter, Abt Franz Pfanner, zwi-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen den Flüssen Umzimkulu und Ingwangwane die Farm Trinity erworben u. dadurch von ihm die 9. Missions-Station gegründet. Die Neugründung erhielt den Namen Centocow. — Die Missionsstation Centocow, so benannt nach dem großen polnischen Wallfahrtsort Czestochowa, kann also dieses Jahr auf 50 Jahre ihres Bestehens zurückblicken.

Mariannhiller Neupriester, Hochw. P. Elmar Schmid CMM., erteilt den Primizsegen
Photo: Mariannhiller Mission

Die Station kann das mit Stolz u. Freude tun; denn sie ist ja auch in den fünfzig zurückliegenden Jahren zu einer der schönsten Mariannhiller Missions-Stationen emporgeblüht. Abt Franz Pfanner hat die Station gegründet, der spätere, heute noch lebende Abt Gerard Wolpert, wurde der erste eifrige Missionar von Centocow und konnte dort die ersten Missionserfolge erringen, andere Mariannhiller Missionare wurden seine Nachfolger in der mühsamen Arbeit und den Erfolgen bis auf den heutigen Tag, zu allem aber, zur Gründung und zur Arbeit, hat Gott der Herr seinen Segen gegeben. Ihm wollten die Mariannhiller Missionare auch in erster Linie die Ehre geben und den Dank abstatten, als sie im Juli dieses Jahres das goldene Jubiläum dieser alten schönen Missionsstation in Südafrika recht feierlich und würdig begingen. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Missionshaus Maria-Anna-Höhe, Gallneukirchen bei Linz a. D.
Photo: P. Hubert Drossard CMM.

Mit einer Missionswoche wurden die Festlichkeiten eingeleitet. Die Männer, Frauen und Kinder lauschten je 2 Tage den ewigen Wahrheiten, die ihnen beredte Missionare vortrugen. Vollzähliger Empfang der heiligen Sakramente aller Christen der Station war die reife Frucht dieser Gnadenwoche. Dann folgte am Sonntag das pontifikale Jubiläums-Dankamt, das Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof Adalbero Fleischer CMM. von Mariannhill zelebrierte.

Über 5000 Eingeborenen-Christen aus der Umgegend hatten sich zur Festfeier auf der Station eingefunden. Centocow hat in den 50 Jahren seines Bestehens schon manchen schönen Tag gesehen und große Feste gefeiert, aber das goldene Jubiläumsfest hat doch alles Vergangene in den Schatten gestellt. Die Freude der Eingeborenen war deshalb auch so überströmend, weil ihr erster Missionar, der alte fast erblindete Abt Gerard Wolpert auch noch einmal zu ihnen gekommen war, um diesen Jubeltag mit ihnen, seinen Kindern, zu begehen. — Auch der Provinzial der Mariannhiller Missionare in Südafrika, der Hochw. P. Salesius Esser CMM. war von Mariannhill nach Centocow geeilt, um an dem Feste teilzunehmen, ebenso die Generaloberin und die Provinzialin der Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die seit den ersten Jahren der Gründung der Station opferfreudig mitgearbeitet haben. Neben den vielen Mariannhiller Missionaren und Missionsschwestern vom kostbaren Blut, die von anderen Stationen zum Feste erschienen waren, seien vor allem noch die Ehrengäste, Mr. D. Mc Malcolm, der Oberschulinspektor der Provinz Natal, ferner Mr. S. R. Dent, der Distriktsschulinspektor und die Häuptlinge Zulu Dhlamini, Nyongwana Zulu und Morris waseSingapanzi genannt. — Nach dem Jubiläumsgottesdienst fand ein großes Volksfest statt. Spiele, Tänze und Gesänge folgten einander in schöner Abwechslung. Auch das Essen und Trinken wurde selbstverständlich nicht vergessen. Jede Außenstation brachte ihren Festochsen mit. So wurden 15 Ochsen geschlachtet und natürlich auch vollständig verzehrt. Nun, für die mehr als 5000 Eingeborenen war diese Fleischmenge nicht zu groß, hoffentlich auch nicht zu klein. — Sie essen ja nach solchen Festtagen wieder mehrere Monate oder gar ein Jahr lang überhaupt kein Fleisch. — Vielleicht sind sie deshalb im allgemeinen auch viel gesünder als so manche Europäer. — Zum Abschluß des denkwürdi-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen Tages wurde beim Anbruch der Dunkelheit noch eine Lichterprozession auf den nahen Friedhof veranstaltet. Es nahmen daran noch immer über 4000 Eingeborene teil. Nur die ganz weit entfernt wohnenden Christen waren am Nachmittag nach Hause gegangen. Alle Prozessionsteilnehmer trugen ihr Licht. Vor dem Grab des Hochw. P. Apollinaris machten die Abteilungen der verschiedenen Außenstationen ein wenig Halt und sprachen ein dankbares Gebet für dessen Seelenruhe. Auch für alle auf dem Gottesacker ruhenden Christen wurde in dieser Abendfeier gemeinsam gebetet. — Tief beeindruckt traten dann die glücklichen Festteilnehmer den Heimweg an. Sie werden diese Gnadentage nicht so schnell vergessen. —

**Feierliche Eröffnung eines neuen Missionskrankenhauses:** Eine würdige Krönung der 50 jährigen rastlosen Tätigkeit der Mariannhiller Missionare auf der Missionsstation Centocow kann die feierliche Eröffnung eines neuerbauten Missionskrankenhauses dortselbst genannt werden. Damit hat einer der letzten Pläne und Wünsche des seeleneifrigen 1936 verstorbenen Missionars, Hochw. P. Apollinaris Schwamberger CMM., seine Erfüllung gefunden. Er hatte noch die ersten Arbeiten dazu in Angriff nehmen können. Zur dankbaren Erinnerung an ihn erhielt das Krankenhaus deshalb auch den Namen: St. Apollinaris-Hospital. — P. Willibrord Binder CMM., der würdige Nachfolger des Verstorbenen, konnte mit Hilfe guter Missionsbrüder und eingeborener Arbeiter das schöne Caritaswerk vollenden.

Der 27. Juli war vom Hochwürdigsten Herrn Bischof Adalbero Fleischer CMM. als Tag der feierlichen Eröffnung festgesetzt worden. Da die Regierung auch einen Beitrag zum Bau des Krankenhauses gegeben hatte und durch einen jährlichen Zuschuß das gute Werk unterstützen will, war die Regierung auch zur Eröffnung des Krankenhauses eingeladen worden. Am oben genannten Tag nahm dann auch ein Mitglied der Provinz Natal, Mr. Lidgett, als Vertreter des Administrators von Natal, die Eröffnungszeremonie vor. In seiner Ansprache lobte der hohe Herr die katholischen Missionare besonders wegen ihren großen Anstrengungen, den Eingeborenen in allen ihren Nöten, sowohl leiblicher als auch geistiger Art, zu helfen. Er betonte auch, es sei eine Eigenart der Katholiken in der Missionierung der Völker besonders die ärztliche Heilkunst als wirksames Mittel zu benützen und neben diesem aber noch mehr auf die Wirksamkeit des Gebetes für die Kranken zu vertrauen. — Bei der Eröffnungsfeierlichkeit waren außer dem Hochwürdigsten Herrn Bischof von Mariannhill, dem Missionspersonal von Centocow und einigen auswärtigen Missionaren noch zwei Regierungsärzte, der Missionsarzt Dr. McMurtrie von Mariannhill und eine große Anzahl interessierter Weißer zugegen. Die Eingeborenen, für die das Krankenhaus ja in erster Linie erbaut wurde, waren durch drei Häuptlinge mit einem ungeheuren Gefolge ihrer Stammesleute vertreten.

Das neue Krankenhaus, das zweite im Apostolischen Vikariat Mariannhill, ist ganz das Werk des wackeren Missionspersonals und schwarzer Hilfsarbeiter. Alle Ziegelsteine wurden auf der Missionsstation gebrannt und alle Maurer- und Zimmererarbeiten von Missionsbrüdern und ihren schwarzen Gehilfen ausgeführt. Die ganze Inneneinrichtung wurde in den Schreinerwerkstätten der nahen Missionsstation Lourdes hergestellt. — Gott sei Dank für die glückliche Vollendung dieses neuen Hauses der christlichen Nächstenliebe! Die Werke der Barmherzigkeit und Liebe an den armen Eingeborenen wirken mächtiger als viele Worte. Sie werden mithelfen, viele kranke unsterbliche Seelen für Gott und den Himmel zu gewinnen. —



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Schlichte Gräber in drei Weltteilen

Von P. Otto Heberling CMM.

Am Allerseelentag und im Allerseelenmonat gedenken wir in pietätvoller Weise unserer lieben Verstorbenen. Wir wandern schweigend und mit heimwehschwerem Herzen hinaus auf den Friedhof, schmücken die stillen Gräber der teuren Verstorbenen mit den letzten Blütengaben der ersterbenden Natur, legen mit leise zitternden Händen grüne Kränze auf die kleinen Hügel, die die sterbliche Hülle unserer Lieben bergen, zünden vielleicht auch ein flackerndes Lichtlein vor dem Grabkreuz an, besprengen die Grabhügel mit Weihwasser und sprechen mit heißem Herzen und feuchten Augen in Andacht das Gebet: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen — lasse sie ruhen im Frieden!" — Es gibt auf Erden keine Familie, die keine Toten zu beklagen und keine Grabhügel zu schmücken hätte. Auch die große Familie der Mariannhiller Missionare hat ihre Toten, nennt stille Gräber ihr eigen. Die Kongregation der Mariannhiller Missionare hat seit ihrem Bestehen bereits 278 Familienmitglieder durch den Tod verloren. 278 Gräber werden auf Allerheiligen und Allerseelen in schlichter Weise von liebenden Händen geschmückt. 278 Gräber werden an dem Gedächtnistag der Toten von 650 lebenden Familienmitgliedern der Mariannhiller Missionare in Wirklichkeit oder im Geiste besucht. Die Lebenden gedenken in treuer Liebe ihrer verstorbenen Mitbrüder und beten an ihren Gräbern: „Requiem aeternam dona eis Domine, et lux perpetua luceat eis!" — Die 278 Grabhügel verstorbener Mariannhiller Missionare erheben sich aber nicht auf einem einzigen Friedhof, nein, sie sind zu finden auf rund 35 Friedhöfen in drei Erdteilen. Mariannhiller Missionare, die ihren Lauf vollendet, schlummern in Europa, in Afrika und in Amerika der einstigen Auferstehung entgegen. Mariannhiller Missionare, die ihr Leben im Dienste Gottes zur Rettung unsterblicher Seelen fern der Heimat opfermutig und großherzig hingaben, wurden überall von ihren Mitbrüdern mit gleicher Liebe zur letzten Ruhe gebettet, und über die 278 Gräber in aller Welt, in Großdeutschland, in der Schweiz, in Holland, in Frankreich, in Natal, in der Kapprovinz, in Rhodesia, in der früheren deutschen Kolonie Ostafrika und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wacht sorgsam die nie erkaltende Liebe und die nie wankende Treue der lebenden Mitglieder der Kongregation der Mariannhiller Missionare. Ja, auch die fünf Gräber im früheren Deutsch-Ostafrika, wo die Mariannhiller nur kurze Zeit wirken konnten, sind nicht vergessen. Ihre dortigen Nachfolger rechnen es sich zur Ehre an, diese einsamen Gräber zu betreuen und auf Allerseelen mit frischen Blumen zu schmücken. —

Für die verstorbenen Mariannhiller Missionare beten auf Allerseelen aber nicht bloß treue Mitbrüder, sondern auch dankbare Eingeborene. 100 000 Eingeborene-Christen, die Frucht ihrer müh- und opfervollen Aussaat, besuchen den größten Teil der 278 Gräber, beten für ihre Seelenruhe und gedenken ihrer in dankbarer Liebe. Die schwarzen Christen sind wenigstens ebenso dankbar wie ihre weißen Glaubensgenossen, oft sogar viel dankbarer. Sie lassen für die Seelenruhe der Missionare, der Missionsbrüder und Missionsschwestern immer wieder hl. Messen lesen und danken ihnen übers Grab hinaus durch viel Gebet für die Vermittlung des großen Glückes des wahren Glaubens. Die Eingeborenen-Christen bewahren ihren Seelsorgern ein allzeit treues und ehrendes Andenken und erzählen ihren

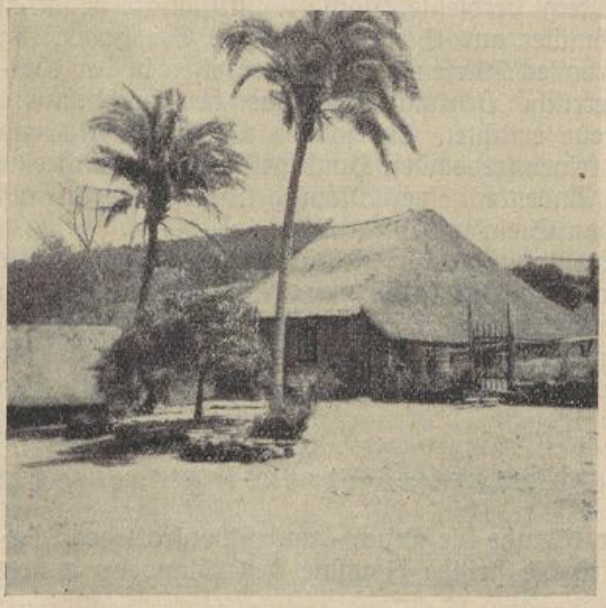


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Demosthenes in Afrika

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Für jeden, der das Gymnasium oder sonst eine höhere Schule besucht hat, ist dieser Name nichts neues, aber es mag ihn interessieren was dieser alte Grieche, der schon lange vor Christi Geburt gelebt hat, in Afrika zu tun hat. Vielleicht daß er irgendwie bei unseren Schwarzen herumspuke. Nun alle, die auf der Schule von diesem berühmten griechischen Redner gehört haben, wissen wohl noch, was es mit ihm für eine Bewandtnis hatte. Demosthenes hatte eine schwere Zunge d. h. er stotterte und das ist nun gerade kein Vorteil für einen Redner. Ein Redner der stottert, tut sich schwer einen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen. Durch diesen Sprachfehler kann selbst eine durch ihren Aufbau gewaltige Rede ohne Eindruck bleiben. Da aber Demosthenes ein geborener Redner war, hinderte ihn dieser Sprachfehler gar sehr in seinem Berufe und er ging daran durch eiserne Willenskraft diesen Sprachfehler zu verbessern. Man erzählt sich von ihm, daß er einen Kieselstein unter seine Zunge legte und so Sprachübungen machte. Sein Erfolg war ein so durchschlagender, daß er seinen Sprachfehler ganz verlor und der größte und gewaltigste Redner Griechenlands wurde. Davon mag wohl das lateinische Sprichwort gekommen sein: Orator fit poeta nascitur. Ich aber denke auch, der Redner muß geboren werden, der wirkliche Redner, das wird wohl mancher Priester fühlen, der sich schwer tut mit dem Predigtamt. Wenn sich die Redekunst erlernen ließe, müßte mancher längst ein viel besserer Prediger sein, als sein Nachbar, der sich bedeutend weniger plagt und doch ein ganz anderer Prediger ist als er. Also das nur nebenbei. Auch Demosthenes hat durch seine eiserne Willenskraft nicht erst die Redekunst erlernt, sondern nur seinen Sprachfehler beseitigt, der ihm dabei sehr hinderlich war. Ich habe mir als kleiner Student nie recht vorstellen können, wie seine Methode zur Bekämpfung des Sprachfehlers mit dem Kieselstein Erfolg haben konnte. Allerdings habe ich es auch nie probiert, wie so ein Kieselstein unter der Zunge wirken würde; denn man hat mir gesagt, daß ich eher eine zu gewandte Zunge habe und ich vielleicht den Kieselstein für das Gegenteil hätte anwenden können. Da mußte ich also erst nach Afrika kommen, um die Methode des Demosthenes als richtig kennen zu lernen. Also lebt der alte Demosthenes immer noch in seiner Kieselsteinmethode. Ich war schon mehrere Jahre in der afrikanischen Mission tätig und hatte immer noch keine Ahnung davon, daß ich hier in Afrika einmal



Hütte eines fortschrittlich gesinnten Eingeborenen
Photo: P. Willehad Krause CMM.

Schwarze Kinder beten am Kirchhofkreuz in Kevelaer für verstorbene Wohltäter
Photo: Mariannhiller Mission

Kindern und Kindeskindern oft von dem selbstlosen Wirken verstorbener Missionare. Und das umso mehr, wenn die Verstorbenen gar als Opfer ihres Berufes eines allzu frühen Todes starben. Viele tote Mariannhiller Missionare kann man ohne Übertreibung Helden der Nächstenliebe nennen. An Stelle der schlichten Kreuze, die die meisten Grabhügel überragen, dürfte oft ein schönes Denkmal errichtet werden, das der unter dem Hügel Schlummernde mit Fug und Recht verdiente. Doch die Missionare bedürfen nach ihrem Tode keiner Grabmäler aus Stein oder Eisen. Sie haben sich durch ihr selbstloses und opfervolles Wirken schon zu Lebzeiten in den Herzen der Eingeborenen das herrliche Denkmal der Liebe, der Hochachtung, der Dankbarkeit und der Treue errichtet. Ein solches Denkmal wird von keinem Unwetter zernagt und keiner frevelnden Hand geschändet. Durch eine solche Gesinnung wird das Andenken eines Menschen mehr geehrt als durch das schönste Denkmal von Stein und Marmor. — — —

Wenn ich die Freunde und Wohltäter der Mariannhiller Mission heute um etwas bitten darf, möchte ich alle einladen, im Geiste mit mir die 278 Gräber unserer lieben verstorbenen Familienmitglieder in drei Weltteilen zu besuchen und an jedem Grab das kurze Gebet zu sprechen: „O Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm, laß ihn ruhen im Frieden! Amen.“ —

„Solange unser katholischer Glaube die Leucht- und Triebkraft des Missionseifers besitzt, solange wird die heilige Flamme des Glaubens in uns nicht erlöschen.“



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die Demosthenesmethode stoßen sollte. Erst als ich einen der interessantesten Stämme der großen afrikanischen Bantufamilie hier kennen lernte, nämlich die Babembas, machte ich eine Beobachtung, die ich mir nicht recht erklären konnte. Ich habe drei Babembafrauen öfters beobachtet, daß sie etwas unter der Zunge hatten. Man merkte das ganz deutlich, wenn man ihnen beim Sprechen auf den Mund sah, was schließlich für einen, der in der Sprache dieser Leutchen, in Chibemba, nicht ganz fest ist, nur natürlich ist. Ich dachte da an Kautabak oder dergleichen und es ist mir nie in den Sinn gekommen, zu fragen, was sie denn da unter der Zunge haben. Erst neulich, als ich das wieder bei einer Frau bemerkte, die zum Taufunterricht kam, machte ich meinen Kaplan darauf aufmerksam und er meinte dann ich soll sie einmal fragen. Da kam die verblüffende Antwort: das wären Steine. Auf meine Frage was denn diese Steine unter der Zunge bezwecken würden, sagte sie: es wäre ein Mittel gegen Stottern. Nun hatten wir es, die Methode des Demosthenes war also noch immer in Anwendung. Nun waren wir neugierig geworden und wollten sehen, wie denn diese Steine aussehen würden. Da beförderte sie nicht weniger als 18 (achtzehn) Steine zu Tage. Die hatte sie alle unter ihrer Zunge und zwar sagte sie, daß sie diese Steine nie herausnehme, selbst nicht nachts beim Schlafen und auch nicht beim Essen. Die Steine aber hatten ungefähr die Größe von Schussern. Wir waren einfach sprachlos. Einige Steine waren gelb, die meisten aber weiß. Das Eigentümliche aber ist, daß nur die Frauen diese Methode anwenden. Also nur die Frau ist darum besorgt, daß sie nicht stottert, sondern eine gute fließende Rede loslassen kann. Und doch möchte man nach allgemeinem Urteil, auch auf Afrika und die Bantuvölker trifft das zu, eher dem Mann wünschen, daß er beim Redekampf mit der Frau an Zungenfertigkeit es mit seiner besseren Hälfte möchte aufnehmen können. Jedenfalls werden die meisten Ehemänner in der Heimat überzeugt sein, daß es für ihre Dame des Hauses durchaus nicht mehr notwendig ist 18 Schusser unter ihre Zunge zu legen, damit die Rede noch ungehinderter fließen könne. Vielleicht aber denken manche Männer es könnte auch bei ihnen einem bedeutenden Mangel abhelfen, wenn sie die alte Demosthenes-Methode, die sich hier bei den Babembaweibern auch heute noch so glänzend bewährt, annehmen würden; obwohl ich zweifle, daß es zur Förderung des ehelichen Friedens viel beitragen würde, bestände doch die Gefahr, daß der erzürnte Ehemann auf den Gedanken käme, die Steine würden noch eine viel bessere Wirkung haben, wenn er sie seiner besseren Hälfte an den Kopf würfe, als sie unter seine Zunge zu legen. — Es lebe Demosthenes und seine Nachahmerinnen in Afrika.

# Gewitter über Empandeni

Mit Bildern von P. Willehad CMM.

Dem hl. Franziskus Xaverius ist die Missionsstation Empandeni des Apostolischen Vikariates Bulawayo geweiht. Sie besteht schon seit 1887 und besitzt eine große, schöne Kirche mit einer Schule, die allen Anforderungen neuzeitlicher Missionserziehung entspricht und weit und breit ihresgleichen sucht. Drei Patres und drei Brüder arbeiten auf der Station, zu der im Umkreis noch 10 Außenstationen gehören. Eine stattliche Schar



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

menschen. Das alles erregt nun im neidischen Menschen Mißbehagen, Gram und Scheelsucht. Trauer umfaßt die Seele bei der Wahrnehmung, daß so viel Vortreffliches, das im Mitmenschen aufleuchtet, das eigene Selbst so sehr im Schatten beläßt. Darüber kann der gelbe Neid nicht froh werden, denn die Lorbeeren, die sich auf dem Haupte des Andern häufen, lassen die Neidischen nicht schlafen, ein Wettbewerb, nicht immer ehrlich, setzt ein. Man sinnt auf Mittel und Wege den Glanz und den Ruhm des Gegners anzuschwärzen, zu veringern oder ihm das Gute nach Möglichkeit zu entwenden.

Der Neid äußert sich nun im menschlichem Wesen schon sehr früh als Brotneid. Angestachelt vom Kampfe ums Dasein, wehrt sich der kleine Weltbürger gegen Teilnehmer an seiner Ration. Mit seinen kleinen Armen baut er nun Bastionen um sein Gericht, sieht es nur ungern, wenn seinesgleichen in dieselbe Schüssel reichen. Doch auch die schwarze Mutter sieht dies Gebahren ihres Schützlings als etwas Unschickliches an, und sucht ihm bessere Gewohnheiten anzuerziehen. Selbstsüchtige Gier beim Essen wird streng gerügt, und man lehrt die Kinder redlich alles zu teilen mit den andern Gespielen, deren Magen eben auch hungrig ist. So findet sich im sozialen Leben des schwarzen Volkes der schöne Zug, jedem Mitmenschen einen Bissen oder einen Schluck vom Gerichte oder dem Getränke zukommen zu lassen. Ein Verstoß gegen diese Sitte wird als ein Kapitalverbrechen geahndet, das man nicht leicht vergißt.

Je mehr nun der Mensch ins Leben hineinwächst, an Kenntnissen und Begierden zunimmt, um so mehr hat er sich zu hüten vor den in ihm schlummernden Regungen des Neides, die durch alles Begehrenswerte angefacht werden, was er in seiner Umwelt wahrnimmt. Ist ihm die höhere Welt mit ihren wahren und ewigen Gütern verschlossen, üben diese keine Anziehung auf ihn aus, so ist es nicht zu verwundern, daß er sich mit aller Gier auf die Scheingüter dieser Welt wirft und jedem neidisch ist, der davon einen größeren Anteil besitzt. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß der Neid und die Eifersucht sich nicht auch in bessere Seelen schleichen u. dort viel Unheil anrichten, je edler die Güter sind, um deren man seine Mitmenschen beneidet. Nicht alle bringen die Kraft auf, die persönlichen Regungen des Neid-s zu meistern und sich herzlich zu freuen an dem Guten, das Gott in seinen Dienern wirkt. Hauptsache ist es, daß Gottes Ehre u. das Wohl der Brüder gefördert wird. Wer das tut, kommt weniger in Betracht, zumal jeder, der von wohlwollender Stimmung beseelt ist, daran seinen Anteil und seine geistige Freude haben kann. Was nützt der Neid den Neidharten?

Schule der Missionsstation Empandeni
Photo: P. Willehad Krause CMM.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kirche der Missionsstation Empandeni
unter Wetterwolken
Photo: P. Willehad Krause CMM.

von Missions-Schwestern vom kostbaren Blut sorgt für eine gute Erziehung der schwarzen Mädchen und betreut das Krankenhaus für die Eingeborenen.

Es war ein drückend heißer Tag, als wir die Station besuchten. Schon lange war kein Tropfen Regen mehr gefallen. Erde, Vieh und Menschen lechzen nach dem Segen, der aus den Wolken quillt. Und er kam schneller, als wir vermuteten. Kaum hatten wir einen ersten Rundgang beendet, da zogen Wetterwolken auf. So finster und unheilschwanger bedrohten sie Kirche und Schule, daß ich mit der Kamera noch schnell hinauslief, um dieses grandiose Schauspiel im Bilde festzuhalten. Gerade hatte ich das schützende Dach wieder erreicht, da prasselte es los. In das Rauschen des tropischen Regens rollte der Donner und vom pechschwarzen Himmel zuckten die Blitze. In einem Augenblick war der große Platz vor der Kirche in einen weiten See verwandelt. Der Sturm peitschte die Regenschauer unter die Veranda, trieb das Wasser zwischen die Fugen des Blechdaches hindurch. Wir mußten uns ins Innere des Hauses flüchten.

Schnell, wie es gekommen war, verschwand das Unwetter. Es hatte keinen Schaden angerichtet. Menschen und Vieh atmeten froh die frische, gereinigte Luft.

# „Der Neid entspringt dem Auge und hat seinen Sitz im Herzen"

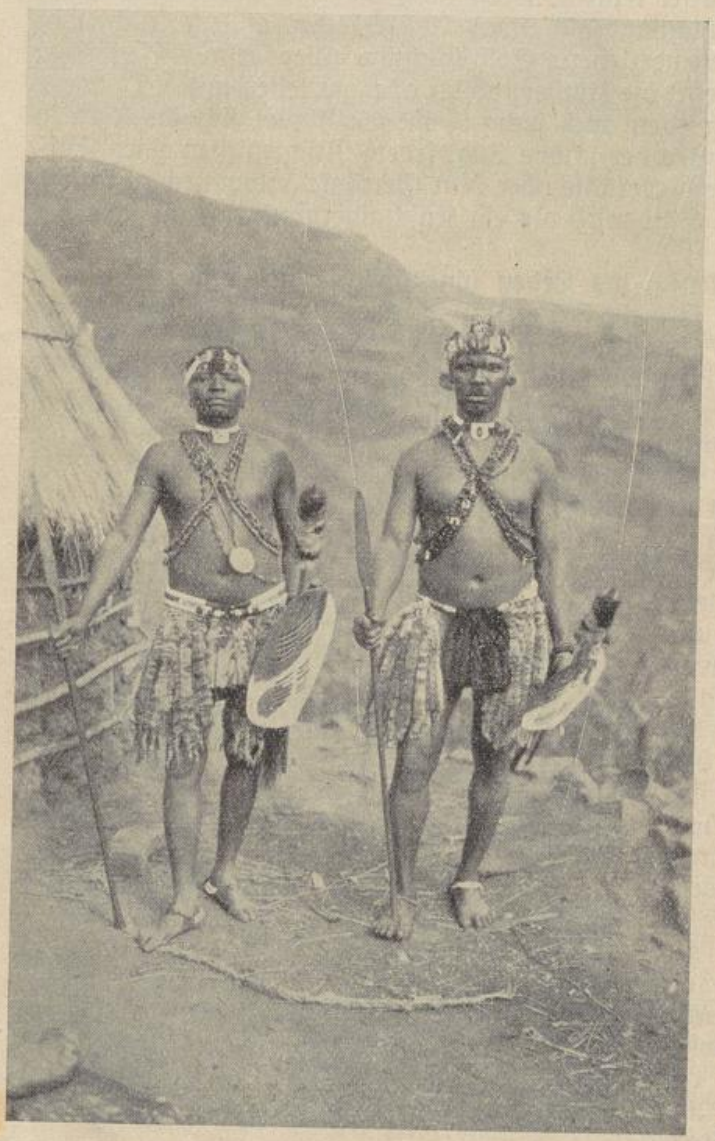
Von P. Odo Ripp CMM.

Alle unsere Verstandeserkenntnis wird vermittelt durch die Wahrnehmungen der Sinne. Der Volkssinn des schwarzen Volkes urteilt also richtig, wenn er den Neid vorab dem Auge entspringen läßt, und dann seinen Sitz im Herzen nimmt. Natürlich sind auch andere Sinne die Erreger des Neides. Soeben stellte ich an eine blinde Person die Frage: „Du, kannst du auch neidisch sein, da die Leute sagen, der Neid entspringt dem Auge, du aber nichts siehst?" „O ja, auch ich verspüre den Neid, wenn es sich um begehrenswerte Dinge handelt, von denen ich die Leute reden höre." Somit können auch die Ohren und die anderen Sinne neidische Gedanken in der Seele des Menschen wachrufen. Man sieht und hört von den Vorzügen, von der Kenntnis, der Stellung, dem Ansehen, dem Amte, der Würde des Neben-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Selbstqual und zehrender Kummer malen sich auf seinem gehärmten Angesichte. Für die Besten und Edelsten wurde er oft zum Fallstrick. Schon in die erste Familie trug er das Leid und den Kummer, als man die Leiche des gottwohlgefälligen Abel tot vom Felde heimtrug. Welch' ein Verbrechen der Neid ist, und wozu er fähig sein kann, ersieht man aus dem schuldlosesten Opfer, das am Kreuze verblutete. So setzt sich sein unheilvolles Werk durch alle Jahrhunderte fort, betätigt sich in allen Volksschichten, läßt niemand unverschont, sei es, daß er diesen zu seinem Werkzeuge dingt, sei es, daß er an jenem seine Henkerarbeit vollzieht. Nirgends aber ist der Neid ungestümer, als wenn er sich mit Eifersucht paart in Liebeshändeln. Hierzu eine tragische Episode aus der Zulugeschichte. Der Zulukönig uMpande hatte unter seinen vielen Weibern eine Favoritin, die er allen andern vorzog. Es war nicht sein Großweib, sondern eine der zahlreichen Kebsweiber aus dem Harem. Diesen beschickten die Großen des Reiches mit ihren edelsten Töchtern, um sich so des Königs Gunst zu erwerben. Darunter befand sich auch die uNomantshali, die Tochter des uSigulana aus dem Amabele - Stamm. Ihr Aussehen wird also beschrieben: Sie war von einem hohen Wuchse, eine stattliche Erscheinung, von einer ehrfurchtgebietenden Schönheit. Ihre Hautfarbe war glänzend und kastanienbraun. Am Halse trug sie leuchtende Kupferringe wie die Königinnen, sowie Armspangen von seltenem Material. Alles dies verriet, daß sie des Königs Liebling war. Diese seine Vorliebe zeigte sich auch in der besonderen Sorge, die er für sie und ihre Kinder hegte. Bei jedem Wetter sah man die Diener des Königs auf dem Wege, der nach ihrem weiter östlich gelegenen Gehöfte Umdumezulu führ-



Schwarze Krieger
Photo: Mariannhiller Mission

te. In Körben geborgen, damit es die andern Weiber des Königs nicht sehen sollten, brachten sie dorthin auserlesene Speisen. Auch Schlachtvieh ließ er auf Schleichwegen dorthin schaffen. Natürlich konnte dies Getue den neidischen Augen der anderen Frauen nicht verborgen bleiben. Die bösen Zungen verschrien die uNomantshali als eine Zauberin, die mit Liebestränken das Herz des Königs betört habe. Auch hätte sie die Mutter des uCetshwayo verhext, so daß ihr über dem rechten Auge ein Haarbüschel gewachsen sei, ein übler Schönheitsfehler. uCetshwayo war ein Sohn uMpandes und damals schon als König und Nachfolger eingesetzt. Inzwischen ließ der alte König bei den Leuten verlauten, daß er gern den Sohn der uNomantshali zum König machen wollte, indem er sagte: „Sein König d. h. sein Nachfolger findet sich im Dornbusch" d. h. der kleine uMtongo, der noch die Kälber im Dorngebüsche hütete, soll einst König werden. Alle diese Gerüchte kamen nun zu den Ohren des Cetshwayo und er faßte den Mordplan, die uNomantshali mit ihren drei Kindern zu töten. Er schickte eine Truppe nach em-Dumazulu ihrer Wohnung, doch sie war schon auf der Flucht. Alsdann zogen die Häscher zum Königskraal, herrschten den König mit der Forderung an: „Gib sie heraus." Allein auch hier kam man ihr nicht auf die Spur. Den König erfaßte die Verzweiflung und er verlangte von seinem Diener eine Lanze: „Gib mir einen Speer, auf daß ich mich töte." Dann drohte er den Eindringlingen mit seinen Kriegern. „Da ihr es mir so macht, wird es ein blutiges Gefecht geben." Der Anführer der Rotte zog nun ab, um weiter nach den Todgeweihten zu fahnden. Es fand sich ein Verräter, der ihm auf ihre Fährte verhalf. Sie verbarg sich nämlich im Esibeni-Kraal, der ältesten Königsresidenz der Zulu. Nach Ermordung ihres jüngsten Kindes uMpohiyana brach der uNomantshali das Herz, ging den Häschern entgegen und schrie: „Möchte mich erdrücken der Berg, denn schon ist dahin mein Liebstes auf Erden." Dann sank sie nieder, durchbohrt von den Speeren der Krieger. Als uMpande die Trauerkunde hörte, verwünschte er den Anführer der Mordbande und sagte: „Auch dir wird es nicht wohl gehen, Mnyakanya." Wirklich nach einiger Zeit, brach sich der Held einen Fuß und das Volk sagte: „Er ist zu Schaden gekommen nach dem Worte des Königs, der da sagte: „Auch dir wird es nicht wohl gehen."

Durchblättert man die spärlichen Annalen der Zulugeschichte und liest von so vielen blutigen Tragödien, die sich da abgespielt haben, so erfaßt die Seele ein herzliches Mitleid mit so vielen oft schuldlosen Opfern menschlicher Leidenschaften. Unwillkürlich fragt man sich: „Wo mögen ihre Seelen sein?" Waren sie auch Heiden, außerhalb stehend des direkten Weges, der zum Leben führt, so waren sie doch Menschen, Geschöpfe Gottes, denen sein Bild und seine Ähnlichkeit aufgedrückt waren. Sie gehörten zur großen Familie Adams, für deren Schuld Christi Blut geflossen. Gerne möchte man glauben, daß dessen unendliche Verdienste noch so mancher Seele im letzten Augenblick das Heil verschafft haben. Und da Gott die Liebe ist und seine Barmherzigkeit über alle seine Werke ragt, darf man hoffen, daß der Heilige Geist im entscheidenden Augenblick noch einen Strahl seines Lichtes in den Herzen dieser Naturkinder aufleuchten ließ, um sie als Gnadenkinder und Trophäen des Blutes Christi seinem ewigen Reiche einzuverleiben.

**Werbe auch du für deine Missionszeitschrift!**



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Eine tapfere Zulumutter

Vor kurzem stand in der katholischen Zulu-Zeitung Umafrika (Mariannhill) folgender Bericht.

Eine Zulu-Mutter ging mit ihrem Kind auf das Feld zum Jäten. Das Kind spielte am Rande des Ackers stillvergnügt. Die Mutter entfernte sich während der Arbeit etwas von dem Platze, an dem das Kind spielte. Plötzlich hörte sie das Kind entsetzlich schreien. Sofort aber wurde es wieder still. Von Angst gejagt rannte die Mutter zum Kinde. Als sie seiner ansichtig wurde, blieb sie einen Augenblick erstarrt stehen. Das Kind war von einer Riesenschlange umstrickt. Sein Kopf befand sich schon im Rachen der Schlange. Das Kind war bereits erstickt und tot.

Die Mutter warf sich sofort auf den lebendigen Knäuel. Es gelang ihr, das Kind der Schlange zu entreißen. Nun aber erfaßte die Riesenschlange die Mutter selbst. Die Frau kam nun selbst in höchste Lebensgefahr. Wenn eine Riesenschlange ein lebendes Wesen umschlingt, dann krachen die Rippen. Der Frau gelang es, der Schlange mit dem rechten Arm ins Maul und in den Hals zu fahren. Mit der freien Hand faßte sie blitzschnell die untere Hälfte des Maules. Mit Arm und Hand zerrend schlitzte sie der Schlange Maul und Hals auf. Die Umschnürung ließ nach und die Frau konnte sich entwinden. Die Mutter nahm ihr totes Kind zitternd vom Boden auf und schwankte dem heimatlichen Kraale zu.

Ein paar Männer rannten sogleich zur Unglücksstätte, um an der Schlange Rache zu nehmen. Sie war aber bereits verendet. — Unsere Anerkennung gehört der tapferen Frau, unser Mitleid der schwergeprüften Mutter.

# Mota Saheb

Von Erlebnis zu Erlebnis im Wunderland Indien
Von Johann Baptist Müller S. J. — Herderverlag Freiburg (Schluß)

So erhielt der Stationsvorsteher von Saharanpore bei Umballa zu seinem Verdrusse ein Telegramm mit der Meldung, es treffe ein Zug voll Affen ein, die er nach einer Station an den nahen Sewalik-Bergen weiterbefördern möge, wo sie losgelassen werden sollten. Der Affenzug lief bald ein. Beim Umladen gingen jedoch die Käfige auseinander, und die so befreiten Deportierten flohen jubelnd und schwanzhoch davon. Ein Teil derselben schwärmte in eine große Eisenbahnwerkstätte hinein, lief überall herum, packte alles an, staunte die schnurrenden Riemen, die schwirrenden Räder und die rasselnden Maschinen an und war kaum mehr hinauszukriegen. Der größere Teil aber flutete in die Geschäftsstraßen und in die reichen Gärten, wo deren mohammedanische Besitzer ohne Rücksicht auf Hanuman ihre eigenen Maßnahmen gegen sie ergriffen.

Solange der verknöcherte Brahmanismus und Hinduismus die armen, belogenen und betrogenen Volksmassen im Banne der lächerlichen und jeder gesunden Vernunft hohnsprechenden Götterfabeln und des Hanumanschwindels hält, werden die Affen, das Rindvieh und alle Tierarten es tausendmal besser haben, nicht nur als alle Parias, sondern auch als alle Bürger des großen Hindureiches und werden die geschwänzten Hanumänner weiter das Land lachend drangsalieren und in Wahrheit singen können: „O selig, o selig, ein Affe zu sein!“

Wenn aber einmal der Hinduismus zerbröckelt, und diese Zeit scheint zu kommen, dann werden auch die Völker Indiens, von dem ganzen Götterwahn wie von einem bösen, beängstigenden Traume befreit, zu einem neuen, menschenwürdigeren Leben



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Afrikamissionar Hochw. P. Elmar Schmid CMM. im Kreise seiner Angehörigen
Photo: Mariannhiller Mission

aufatmen, und es werden die Tage der Affenherrlichkeit gezählt sein!

### 22. Maharadscha Tiger

Zwar sind die Bewohner der Städte und größeren Ortschaften Indiens der Notwendigkeit, vor dem Tiger auf der Hut zu sein, vollständig enthoben, denn vom Städtelärm und Menschengewühl hält sich der Tiger gänzlich fern. Aber draußen in den entlegenen Flecken und Dörfchen und Stationen auf einsamen Lande, von Fruchtfeldern, Plantagen und Dschungeln umgeben, da muß man sich schon vor dem Tiger in acht nehmen, denn dort ist sein Revier.

Da zittert alles in Furcht und Schrecken nur vor einem: dem Tiger.

Da rechnet man weitaus mehr als mit allen Radschas und Maharadschas mit dem einen: dem Tiger.

Da besitzt die unbestrittene Alleinherrschaft nur der eine: der Tiger. Ja, Dschungelkönig ist der Tiger!

Wie viele von den Hunderttausenden jährlich zerrissener größerer Haustiere und von den 35 000—40 000 von reißenden Raubtieren vernichteten Menschenleben in einem Jahre kommen auf das Konto des Tigers!

Der Tiger beschränkt sich keineswegs auf die Waldungen, den Dschungel, nein, er streift auch gerne in den Plantagen und Feldern herum und versteckt sich im hohen Zuckerrohr, im Mais und in anderen Getreidearten und lauert dort katzenartig auf seine Beute.

Um meine Station herum gab es früher sehr viele Tiger und gibt es deren auch heute noch genug. Auf dem Friedhof dieser Station stand seinerzeit noch ein Grabstein über dem Grab eines Engländers mit der Inschrift, er habe in der Umgebung der Station 99 Tiger erlegt und der hundertste habe ihn getötet. Und zu Dharangaon im benachbarten Bezirk hat um die Mitte des letzten Jahrhunderts der Befehlshaber des dortigen Bhil-Polizeikorps, der kaltblütige und todesmutige Offizier James Outram, mit der Lanze in der Hand 188 Tiger erlegt. Die Akten darüber habe ich selber zu Jalgaon gesehen. — Man braucht sich also gar nicht zu wundern, wenn in solch tigerreichen Gegenden einmal ein Mensch oder ein Stück Vieh von einem Tiger überfallen und zerrissen wird.

In der einsamen Gebirgswelt von Khandalla mußten wir es einmal erleben, wie ein Tiger eines Nachts dicht neben unserer Baracke eine Kuh zerriß. Wie leicht hätte da auch einer von uns, so er hätte hinausgehen müssen, von ihm gepackt werden können! Uns Europäern ganz besonders kann das Sicherheitsgefühl, das wir von der Heimat her gewohnt sind, wo es in Wald und Flur keine solche Gefahr gibt, sehr leicht verhängnisvoll werden. Wir haben selber die gefährlichsten Partien der Ravinen durchstreift, ohne im geringsten an eine Gefahr zu denken. „Wie konnten Sie da hingehen, Saheb", sagte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mir einst ein Dschungelmann in Khandalla über eine gewisse Stelle der Ravine, „da hält sich ja zwischen den Felsblöcken neben dem Tümpel gewöhnlich ein Tiger auf!"

In der Station indes, wo ich als Missionspfarrer tätig war, gab es in der nächsten Umgebung des geräuschvollen, polternden Eisenbahnbetriebes wegen keine Tiger- oder Panthergefahr. Aber weiter draußen in den einsamen Feldern und Plantagen, wo die wilden Bestien nichts zu fürchten hatten und wo es Vieh und Wild genug gab, da war die Sache eine andere, da konnte einem doch gar leicht etwas passieren, namentlich zur Nachtzeit.

An eine solche Möglichkeit habe ich denn auch recht lebhaft gedacht, und es wurde mir dabei unheimlich zu Mute, wenn ich nachts ganz allein einen Versehgang dorthin machen mußte. Ich stellte mich unter den Schutz Gottes, empfahl mich meinem Schutzengel und zog dann mit meiner grell leuchtenden Laterne in die Nacht hinaus. Wenn ich so auf dem schmalen Flurwege zwischen den Zuckerrohr- und Maisfeldern dahinschritt, war dies immer meine geheime Sorge: „Wenn doch nur alles gut geht! Wenn doch ja kein Tiger oder Panther rechts oder links herausspringt und über mich herfällt!" Ich machte mir aber wieder Mut mit dem Gedanken: „Der Heiland ist doch bei dir, — was hast du da zu fürchten?" Und ich sagte mir: „Ich fürchte kein Unheil, weil Du bei mir bist!" (Ps. 22, 4.) Einmal wurde ich ganz gehörig erschreckt und bekam eine Gänsehaut, als neben mir im Mais sich etwas regte. „Um Gottes willen!" dachte ich „jetzt ist es aus! — ein Tiger!" Aber gemach! So gelassen kommt kein Tiger. Was war es? Zwischen den Maisschäften zeigte sich das friedliche und beruhigende Antlitz eines Esels, der langsam und bedächtig hervortrat und mit aller Gemütsruhe die Maisblätter kaute, die er eben abgerissen hatte. Ein köstliches Bild völliger Unbesorgtheit!

Einem Tiger bei hellem Tage in seinem Revier draußen zu begegnen, wird sich wohl kein vernünftiger Mensch wünschen, dem noch etwas an seinem Leben gelegen ist. Was muß es dann sein, diesem furchtbaren Raubtiere auf einmal unvermutet in seiner ganzen Größe, Pracht und unheimlichen Majestät gegenüber zu stehen! Und das mußte ich bei Nagpur erleben.

Die Feierlichkeit, bei der ich auf Einladung die Festpredigt gehalten hatte, war vorbei. Da wurde ich von einem Konfrater gebeten, am Nachmittag mit ihm einen Ausflug zu machen. Wir ließen uns eine gute Strecke vor die Stadt hinausfahren und spazierten dann gemütlich an einem Wald entlang, der sich weit hinzog. Die Zeitung hatte an diesem Tage gerade die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Deutschland gebracht, und wir besprachen die verschiedenen Möglichkeiten der Kriegsentwicklung. Als wir in diesen Gesprächen einen Augenblick stehen blieben und ich zufällig aufs Gebüsch hinüberschaute, da sah ich — o Schrecken — in einer kleinen Lichtung einen Königstiger aufrecht auf seinen Gliedmaßen sitzen und uns beobachten. „Hochwürden, ein Tiger!" flüsterte ich meinem Begleiter zu. Ein lähmender Schreck fuhr uns in alle Glieder. Fortzulaufen wäre gefährlich gewesen, und wir fixierten ihn so scharf, wie wir nur konnten. Welch eine Situation! Was für innere Anmutungen wir machten, kann man sich denken. Welche Angst und Beklemmung bemächtigte sich unser, und welch bange Gedanken durchstürmten uns! Was wird er tun? Wird er einen Sprung auf uns wagen? Welchen wird er sich packen? Daß er eher den dicken als den Dünnen anfallen werde, war mir klar. Minuten unheimlichster Spannung! Da saß der Dschungelkönig in seiner ganzen Großartigkeit und unnahbaren Majestät dreißig Schritte seitwärts vor uns und leckte sich seinen langen Schnauzbart. Welch ein grandioses, überwältigendes, unvergeßliches Bild! Wie funkelten die grausamen, katzengrauen Augen in seinem mächtigen, runden Kopfe! Wie strotzten sein sehniger, geschmeidiger, herrlicher Leib und seine gewaltigen Tatzen von unbändiger Kraft! Und wie schön erschien im Vollglanz der Nachmittagssonne sein prächtiges gelbes Fell mit den tiefschwarzen Streifen die Flanken hinunter! Ja, das war Majestät!

Und da stand, absolut ohnmächtig, zitternd und bebend und gleichsam um Gnade und Erbarmen flehend, vor ihr der kleine Erdenwurm Mensch! Vor dieser unvergleichlichen Majestät fühlt er seine ganze vermeintliche Herrlichkeit in eitel Nichts zusammenschrumpfen und wird unsäglich klein, winzig klein, — nichts! — Nachdem wir die Bestie einige Minuten in banger Erwartung angeschaut hatten, fing der Tiger an, mit seinem Schweif zu wedeln, wie eine Katze, bevor sie auf die Maus springt. Das war ein schlimmes Zeichen. Wird er jetzt den todbringenden Sprung tun? Banges, vernichtendes Gefühl! — Nein, Gott sei Dank, nein, er tut es nicht! Siehe da, er erhebt sich in seiner ganzen Größe, gewährt uns nochmals einen unbeschreiblich eindrucksvollen Anblick seiner königlichen Gestalt, läßt einen tiefen näselnden, fast ärgerlichen Grunzer ertönen, macht kehrt und schreitet gravitätisch weiter ins Gebüsch hinein. — Gewöhnlich greift der Tiger den Menschen nicht an, wenn dieser in Begleitung ist, besonders dann nicht, wenn er gerade vorher seinen Hunger ge-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stillt hat. Ob nun dieser Umstand oder der grelle Glanz unserer weißen Talare, auf denen die volle Sonne brannte, unsern Tiger von einem Angriffe abhielt, wer weiß das? Jedenfalls hat die gütige, allmächtige Hand Gottes ihn davon abgehalten! Wir beide aber atmeten erleichtert auf und begaben uns schleunigst auf den Heimweg, schauten auch hie und da nochmals um, ob der Kerl uns nicht nachfolge. Aber er kam nicht. Wir waren gesichert und hatten das beglückende Bewußtsein: Es hat wieder einmal gut gegangen!

Gefährlicher noch als der Tiger ist der Panther, weil er leichter und gelenkiger ist, gut klettern kann und keinen Pardon gibt. In seiner Frechheit und Unerschrockenheit nimmt er sich auch aus einer Gesellschaft blitzschnell einen heraus. — Das mußte auch einmal mein guter Freund, der Kollektor von Ost-Khandesch, erfahren. Auf einer Jagd in seinem Bezirk von Jalgaon hatte er, umgeben von einem stark bewaffneten Gefolge, einen Panther aufgespürt. Dieser aber versteckte sich in einem dichten Busch. Als seine Verfolger nahe genug kamen, sprang er plötzlich aus seinem Versteck hervor, stürzte sich auf den vordersten Schützen des Trupps, den Kollektor, riß ihm von der Schulter an das Fleisch der linken Körperseite herunter und würde ihn erwürgt haben, wenn der kleine begleitende Terrier ihn nicht beständig in die Beine gebissen hätte. So ließ er los und erhielt sofort von einem Unteroffizier eine wohlgezielte tödliche Kugel in den Kopf. Der Schwerverwundete wurde schnell ins nächste Hospital geschafft, und erst nach vielen Monaten war er wieder hergestellt.

Auf einer Versehfahrt nach Rajmane bei Dhulia wurde auch ich einmal von einem Panther verfolgt. Bis zur Station Chalisgaon fuhr ich mit einem Güterzug. Es war schon spät am Abend und stockfinster. Da gerade kein Zug nach Dhulia fuhr, mußte ich einen Ponykarren benützen. Der Fuhrmann hatte vorne eine gute Laterne, und ich auf dem Karren ließ auch eine scharfe Laterne nach hinten leuchten. Die Ponies trabten gut, obschon es ein aufsteigendes Gelände hinanging. Bald hinter der Station Jamdha sah ich auf einmal etwas entfernt hinter dem Karren zwei hellfunkelnde Punkte auf- und niedergehen und näherkommen. Ich hielt meine Laterne höher und sah zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ein großer Panther an den Karren herankommen wollte. Sobald ich die Laterne hochhielt, so daß ihr Licht auf ihn fiel, blieb die Bestie stehen und zeigte mir ihr furchtbares Gebiß. Vor Licht und Feuer fürchten sich nämlich diese Raubtiere. Hie und da wagte sich der Panther wieder heran und blieb dann wieder stehen. Glücklicherweise kamen nun schon die ersten Häuschen von Rajmane. Der Panther aber blieb immer weiter zurück, und bald sah ich ihn nicht mehr. Der Fuhrmann wollte um keinen Preis mehr in der Nacht zurückfahren und entschloß sich, in der Station zu übernachten und am folgenden Morgen heimzukehren. Nachdem ich meine Pflicht erfüllt hatte, kehrte ich mit dem letzten Zug nach Chalisgaon zurück, wo ich bald Anschluß hatte und gegen Mitternacht glücklich nach Hause gelangte. In einem sehr aufregenden Traume sah ich immer noch die schreckliche Gestalt des Panthers hinter dem Karren herspringen. Ohne die Laterne wäre es aber mir oder einem Pony schlecht gegangen.

Das sind so einige Erlebnisse, wie sie wohl jedem Missionar ab und zu einmal in seinem Missionsleben begegnen. Solange man mit heiler Haut und dem bloßen Schrecken davonkommt, haben sie weiter nichts zu bedeuten und sind spannende Zwischenspiele im Leben des Missionars.

„Die starke Gebetshilfe ist eine große Missionstat. Vom Weltheilande müssen wir sie lernen, der nach den anstrengenden Wanderungen durch die Gaue des Judenlandes am müden Abend sich zurückgezogen hat, um in der Stille allein zu beten. Am Gebete hängt die ganze Missionsarbeit. Es erschließt uns die Schatzkammern Gottes; es ist der goldene Schlüssel, mit dem wir in den Himmel hineinkommen können, um dann mit offenen Händen hineinzugreifen in die unerschöpflichen Himmelsschätze, übervoll an ungemessenen Erlösergnaden und Heilandsliebe, und um dann auszuteilen in reichstem Maße an Tausende und Millionen."



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

# Maria hilft!

Originalroman von Magda Trott

## 1. Kapitel

Vor etwa einer Stunde waren Fabrikbesitzer Gessert und seine Frau in das Auto gestiegen, um heimzufahren. Noch war kein Wort zwischen beiden gewechselt worden, stumm lehnten sie in den Polstern. Und doch kreisten ihre Gedanken um denselben Pol, um Ludwig, den einzigen Sohn.

Müde sank der Kopf des Mannes zur Seite. Mit leiser, mütterlicher Zärtlichkeit tastete die Hand der Gattin zu ihm hin.

„Nimm es nicht so schwer, Karl."

Um die Lippen des Mannes zuckte es. „Du hast den Ausspruch des Professors gehört, er nahm uns damit die letzte Hoffnung."

„Man darf die Hoffnung nicht verlieren, Karl, sonst wäre alles verloren. Wir wollen einen anderen Spezialisten befragen."

Weiter ging die Fahrt. Das Schweigen zwischen den Eheleuten wurde immer drückender. Schließlich unterbrach Frau Gessert erneut die quälende Stille.

„Wir wollen nichts unversucht lassen, Karl."

Der Gatte antwortete nicht. Nur nach einer Weile murmelte er undeutlich: „Vier Kinder und keines, — keines —" Er sah, wie seine Frau zusammenzuckte und er schwieg.

„Noch haben wir Ludwig, noch haben wir Monika", zittert es leise von den Lippen der Frau.

Der Gatte drückte ihr die Hand. „Ich wollte dir nicht wehetun, Alberta, verzeihe mir. Aber noch klingt mir der Ausspruch des Professors in den Ohren. — Wie wird es Ludwig tragen, wenn er erfährt, daß keine Besserung zu erhoffen ist. — Blind werden! — Alberta, ich glaube, ich zöge diesem Leben den Tod vor. — Dreiundzwanzig Jahre und immer in Nacht leben müssen."

„Der Professor nahm uns nicht jede Hoffnung, er will die Operation wagen."

„Er glaubt jedoch nicht an einen Erfolg, Alberta. Sein Tonfall verriet mir mehr als seine Worte. Wozu also die Operation? Meine ganze Hoffnung habe ich auf den Jungen gesetzt; mein Unternehmen vergrößert sich von Jahr zu Jahr. — Wofür arbeite ich? Der Sohn erblindet, — die Tochter verfällt mehr und mehr in Schwermut. — Warum straft uns Gott so hart?"

„Wir werden Monika in ein Sanatorium schicken, damit sie ihre Lebensfreudigkeit wieder bekommt. Es ist selbstverständlich, Karl, daß sie durch das schwere Leiden des Bruders bedrückt wird."

Fabrikbesitzer Gessert lehnte sich in die Wagenecke zurück und schloß die Augen. „Mitunter wünscht man", murmelte er vor sich hin, „daß ein schnelles Ende käme, uns alle von der Erde hinwegfegte. — Wozu leben wir noch, — wofür arbeite ich? Zwei Knaben habe ich schon begraben, der letzte, der mir verblieb, erblin-

Missionshaus St. Georgen am Längsee: Kirchturm und Teilansicht des Innenhofes

Photo: P. Otto Heberling CMM.

det mit seinen dreiundzwanzig Jahren. Und Monika — —"

Ein Ruck, ein kurzer Aufschrei — für Sekunden wußte weder Fabrikbesitzer Gessert noch seine Frau was geschehen war. Erst nach Augenblicken kamen sie wieder zur Besinnung. Glassplitter lagen umher, Gessert fühlte einen schmerzlichen Druck am Kopf.

Der Chauffeur erklärte, daß die Steuerung des Wagens plötzlich versagt habe. Er sei an einen Baum gefahren. Glücklicherweise sei kein großes Unheil geschehen. So stand man auf der Landstraße und betrachtete den eingebeulten Kühler und die zerbrochenen Scheiben.

Frau Gessert senkte den Kopf tief. Die letzten Worte ihres Gatten klangen noch in ihren Ohren. Er wünschte sich, daß man von der Erde hinweggefegt werde. Wie leicht hätte das soeben ihnen beiden geschehen können. War das die Strafe für seine vermessene Äußerung?

„Was wird nun?" fragte Gessert.

„Mit dem Wagen können wir nicht weiterfahren", erwiderte der Chauffeur. „Wir müssen die Autohilfe in Anspruch nehmen. Die Beseitigung des Schadens wird längere Zeit in Anspruch nehmen."

„Wo befinden wir uns?"

„In einer halben Stunde haben wir Glatz erreicht."

Gessert schaute um sich, ein Dorf war in der Nähe.

„Bleiben Sie hier", sagte der Fabrikbesitzer, „ich will mit meiner Frau Ausschau halten, ob man uns dort drüben helfen kann. Ich schicke Ihnen jemanden heraus."

„Ich werde mir den Schaden einstweilen genau ansehen, Herr Gessert."

So machten sich die Eheleute auf den Weg. Nach kurzer Wanderung sahen sie rechts und links von der Landstraße verstreut einige Häuser stehen. Den ersten Knaben, den sie begegneten, fragten sie aus.

„Das hier ist Albendorf. Gibt es hier eine Reparaturwerstätte für Autos?"

„Aber freilich", erwiderte der Knabe.

„Wie weit ist es bis dahin?"

„Nur um jene Wegbiegung, Herr, dann durch das Tor. Dicht neben der Kirche finden sie das Gewünschte."

„Albendorf", wiederholte Gessert, „ich habe noch nie etwas von diesem Ort gehört. Wird wohl ein jämmerliches Dorf sein."

Hinter der Wegbiegung blieben beide stehen. Ein großer Torbogen zeigte sich ihren Blicken und hinter ihm eine hohe Säule.

„Monika wird sich ängstigen, wenn wir heute abend nicht heimkommen", sagte Frau Gessert leise zu ihrem Gatten. „Vielleicht ist es möglich mit der Bahn heimzufahren, falls das Auto nicht so rasch zu reparieren ist."

Man hatte das Tor erreicht, schritt hindurch. Die Beiden blieben wie gebannt stehen. Rechter Hand zeigte sich ein gewaltiger Bau im Spätrenaissance-Stil, der einem orientalischen Tempel glich. Mächtige breite Treppen führten zu ihm empor.

„Welch prachtvolle Kirche in diesem kleinen Dorf", staunte Frau Gessert.

Bewundernd standen die Eheleute in Anschauung versunken. Die Kirche machte einen überwältigenden Eindruck, auch die Steinpalustraden, die mit den Standbildern der Apostel geziert waren, verfehlten ihren Eindruck nicht.

Auf dem Platz vor der Kirche waren Buden aufgeschlagen, die Andenken zum Kaufe darboten. An eine dieser Buden trat Fabrikbesitzer Gessert heran.

„Ist das die Kirche von Albendorf? Wie kommt der Prachtbau in diesen kleinen Ort?"

„Das ist die Wallfahrtskirche, die das Gnadenbild der heiligen Jungfrau beherbergt! Weiß der Herr nichts von den vielen Wundern, die die heilige Jungfrau wirkte? Der Herr sollte einmal hinaufsteigen und die Kirche besichtigen."

Gessert begab sich zunächst nach der Reparaturwerkstatt und bat, man möge einen Monteur hinaussenden und, falls notwendig, den Wagen abschleppen, um ihn eiligst zu reparieren. Dann stieg er mit seiner Frau die breite Treppe empor, um die Kirche von innen anzusehen.

Die eigenartige Anlage interessierte ihn. Die eigentliche Kirche war von einem Gang mit zahlreichen Kapellen umgeben, in denen das Leben Christi dargestellt wurde. An den Wänden dieses Ganges hingen aus verschiedenen Jahrhunderten, von Pilgern und Gläubigen gestiftete Danktafeln. Immer wieder las Gessert die Worte: Maria hilft, Maria hat geholfen, — Maria wird weiter helfen! Oder es stand zu lesen: Der lieben Gottesmutter Dank für Rettung aus großer Gefahr. — Der heiligen Jungfrau sei Dank für die gelungene Operation.

Diese Tafel las Gessert mehrmals. Er machte seine Gattin darauf aufmerksam.

„Ich möchte das Gnadenbild einmal sehen", sagte Frau Gessert leise.

Beide betraten die kleine Kirche, die eigentliche Gnadenkapelle. Im stummen Schweigen schauten die Eheleute zum Hochaltar auf, vor dem eine silberne Ampel mit dem ewigen Licht brannte. Rechts und links waren zwei große Engel, die hin zu dem Gnadenbilde der Mutter Gottes wiesen. Auf kostbarem Silberschrein



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ruhte das siebenhundertjährige Gnadenbild, das die Madonna von Albendorf als Königin des Himmels und der Erde zeigte. Die linke Hand hielt den Reichsapfel, auf dem rechten Arm trug sie das Jesuskind, das als Sohn Gottes und Herr der Welt, mit dem Ärmchen nach dem Apfel griff, dem Zeichen seiner Königsherrschaft. Auf der rechten Hand des Knäbleins saß eine Taube, als Sinnbild des Friedens, den Jesus durch Maria der Welt brachte.

In diesem Augenblick erinnerte sich Frau Gessert daran, daß sie früher oftmals in der Kirche gekniet hatte, daß manches Gebet über ihre Lippen kam. Unwillkürlich beugte sie in diesem Augenblick wieder die Knie.

Ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau, von dem man sagte, daß sich an dieser Stelle schon manches Wunder ereignet habe. Wieviel hatte sie zu erflehen! Würde sie die Jungfrau hören? Da war Ludwig, ihr Sohn, dessen Augenleiden sich mehr und mehr verschlimmerte, der von Klinik zu Klinik reiste, dem kein Arzt helfen konnte. Ludwig, der fröhliche Student, der einmal seines Vaters Fabrik übernehmen sollte. Und da war Monika, das junge zwanzigjährige Mädchen, das, obwohl ihm die Eltern jeden Wunsch erfüllten, mehr und mehr in Schwermut verfiel. Monika zog sich ängstlich von den Menschen zurück und fand an nichts Freude.

„Jungfrau Maria", murmelten Frau Gesserts Lippen, „wenn du Wunder vollbringen kannst, erinnere dich meines Sohnes und meiner unglücklichen Tochter."

Ein wenig abseits stand ihr Gatte. Auch er hatte für Sekunden die Regung empfunden, an dieser heiligen Stätte niederzuknien. Was würden die Leute denken, die dort drüben in den Bänken saßen oder als Beschauer durch die Kirche schritten? Es war lange her, seit er das letzte Gebet zur heiligen Jungfrau gesandt hatte.

Während Frau Gessert in der Anschauung des Gnadenbildes versunken war, entfernte sich Fabrikbesitzer Gessert leise aus der Gnadenkapelle, um den Kapellengang weiter zu besichtigen. Dabei traf er auf eine Führung. Ein Trupp Fremder ließ sich von dem Glöckner durch die Kapellen geleiten. Gessert horchte hinüber.

„Den Anlaß zur Entstehung des Wallfahrtsortes Albendorf gab ein Wunder, das sich hier an dieser Stelle ereignete", berichtete der Küster. „Der damals hier wohnende Gutsherr von Rathen hatte eine Erscheinung der heiligen Jungfrau gehabt und ließ danach das Gnadenbild schnitzen. Es wurde in einer alten Linde aufgestellt, die an der Straße stand. Dorthin ließ sich alltäglich ein Blinder namens Jan führen. Des abends holte ihn seine Tochter wieder ab. Einmal wollte der Blinde allein den Heimweg vorzeitig antreten; dabei stieß er an die Linde und fiel zu Boden. Er richtete die erblindeten Augen zur Höhe und flehte die Gottesmutter um Hilfe an. Plötzlich erblickte er das in die ausgehöhlte Linde gestellte Mutter-Gottes-Bild. Ein wunderbarer Schein, vom Gnadenbilde ausgehend, blendete seine nunmehr gesundeten Augen. Als seine Tochter kam, um ihren Vater abzuholen, vernahm sie das Wunder."

Gessert hörte diesen Bericht an, holte mehrmals tief Atem. Wie glücklich waren jene Menschen, die noch an Wunder glauben konnten. Aber dort drüben hingen Danktafeln in Massen, auf allen stand zu lesen, daß Maria geholfen habe.

Jäh wandte er sich an den Küster: „Haben sich auch noch in letzter Zeit derartige Wunder zugetragen?"

„Viele Tausende rufen die Mutter Gottes um Hilfe und Beistand an", erwiderte der Gefragte. „Jenen, die so recht von Herzen bitten, hilft sie und steht ihnen in der Not bei."

Gessert ließ die Führung an sich vorübergehen. Die Worte des Küsters brausten ihm in den Ohren. Denen, die so recht mit dem Herzen beten und bitten, hilft die heilige Jungfrau. Er hatte vor wenigen Minuten vor dem Gnadenbilde gestanden und nicht einmal zu beten gewagt. Wie konnte er also erwarten, daß ihm die Jungfrau Maria in seiner Not Beistand leiste? Zu Tausenden und Abertausenden kamen die Wallfahrer hierher; man sprach, daß es alljährlich über Hunderttausend sein sollten, die aus Österreich, aus Ungarn, aus Polen und der Tschechoslowakei hier zusammenströmten. An dieser heiligen Stätte erhielten sie Hilfe und Rettung aus ihren vielgestaltigen Nöten.

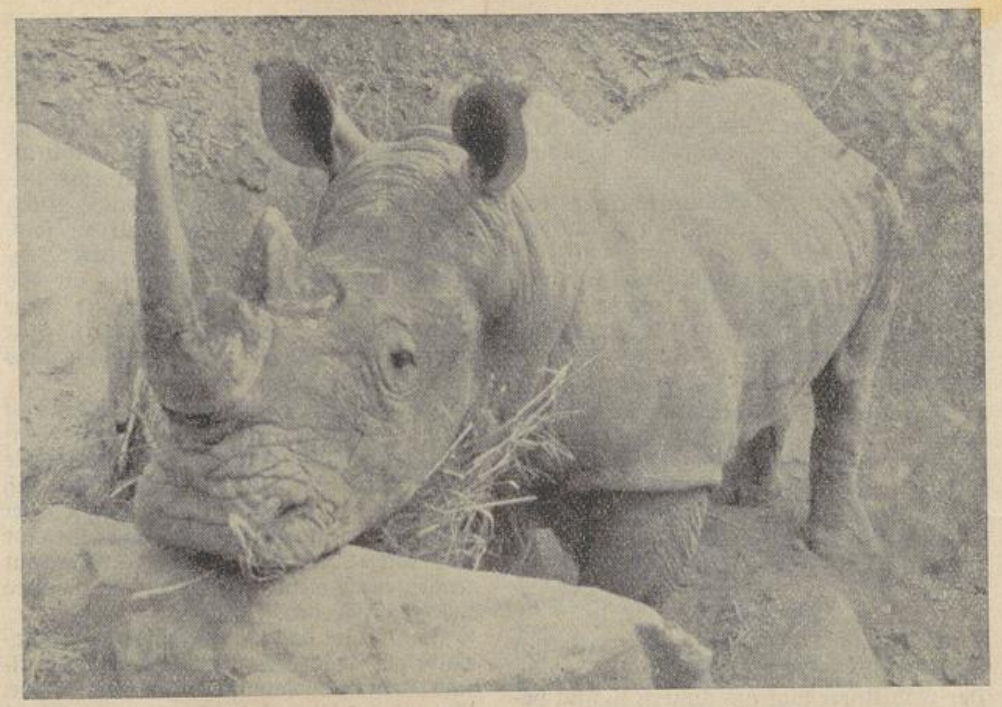
Wo nur Alberta blieb? Schaute sie noch immer andächtig zu dem Gnadenbilde empor? Glaubte sie wirklich, daß auch ihrem Sohne Heilung werden könne? Heilung wie dem blinden Jan, der alltäglich zu dem Muttergottesbilde geführt worden war? Jan konnte vielleicht mit dem Herzen beten, wie es die heilige Jungfrau verlangte.

„Wenn du Wunder tun kannst, Jungfrau Maria, so tue eines an meinem Sohne! Laß Ludwig nicht völlig erblinden, schenke ihm die Sehkraft wieder! — Wozu habe ich mein ganzes Leben lang emsig gearbeitet? Meine Fabrik steht in voller Blüte, laß mir diesen Sohn heil und gesund werden, und schenke auch Monika deine Gnade."

Gessert hielt im Beten inne. Wozu sprach er diese Worte? Es geschah doch kein Wunder. Die Gottesmutter konnte



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



„Ein liebenswürdiger Zeitgenosse!"
Südafrikanisches Nashorn-Rhinozeros!
Photo: Mariannhiller Mission

nicht jedem helfen, der sie anrief.

Doch die vielen Tafeln im Rundgang? Überall von den kleinen Kapellen die knienden Andächtigen, die inbrünstig Gebete murmelten. Alle trugen ihre Anliegen der Gottesmutter vor, hofften auf Erhörung. — Warum sollte sie ihm nicht auch zuteil werden?

Im Kapellengang traf er seine Frau. Sie stand vor der großen Bildtafel, die Bilder aus den letzten Jahrhunderten zeigte. Mitunter waren es naive Darstellungen, wie Gebete erhört worden. Trotzdem konnte Gessert, der so leicht zum Spott neigte, darüber nicht lächeln. Hier das Bild mit durchgehenden Pferden, dort ein brennendes Haus, darunter eine Sterbende im Bett liegend. An ihrem Lager knieende Kinder, die Hände zum Himmel erhoben.

„Maria hilft!" — Maria wird weiterhelfen", murmelten die Lippen Frau Gesserts. Ach, daß sie den Kinderglauben nicht verloren hätte! „Wir wollen von nun an, wie früher, regelmäßig den Gottesdienst besuchen, Karl, vielleicht hilft uns Maria."

„Laß uns gehen, Alberta." Gessert drängte zum Ausgang, er wußte nicht, warum ihm plötzlich das Atmen schwer wurde. Er, der Abtrünnige, fühlte sich in dem heiligen Hause gedrückt, und hatte nicht den Mut den Weg der Reumütigen einzuschlagen. An die Wunder, die man dem Albendorfer Gnadenbilde nachsagte, glaubte er nicht.

Nochmals trafen die Eheleute auf die Gruppe, die vom Küster geführt wurde. Sie stand vor einem Muttergottesbild, das von zwei Kugeln durchlöchert war.

„Auch hier haben wir ein verbrieftes Wunder der heiligen Gottesmutter", erklärte der Küster soeben. „Im Dreißigjährigem Kriege hausten die Schweden furchtbar in dieser Gegend. Dieses Bild hing damals im sogenannten Fleischerbusch. Einer der schwedischen Soldaten, der es dort erblickte, griff zum Gewehr und schoß auf das Bild. Er traf es nicht. Er schoß erneut und wiederholte seine gottlose Handlung sechsmal; immer ging die Kugel fehl. Erst als er dicht an das Bild herantrat und sagte, daß er jetzt die Gottesmutter mit drei Kugeln durchlöchern werde, gelang es ihm das Bild zweimal zu treffen. Die dritte Kugel prallte ab und traf den ruchlosen Schweden mitten ins Herz."

„Komm weiter, Alberta", sagte Gessert energisch zu seiner Frau. „Wir wollen uns nach unserem Auto erkundigen. Ist die Heimfahrt ausgeschlossen, werden wir die Bahn benutzen oder bis Glatz einen anderen Wagen mieten, der uns weiterbringt. Monika würde sich ängstigen, wenn wir nicht zurückkehren."

Schweigend folgte Frau Gessert ihrem Gatten. Er ging die breite Treppe hinab.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vor der großen Marienfäule, die vor dem Tempeltor aufgestellt war, blieb Alberta stehen.

„Wie merkwürdig", sagte sie leise, „überall sieht man Tore. Albendorf ist ein seltsamer Ort, den ich nochmals besuchen möchte."

Dann gingen sie hinab, schritten die Straße entlang und trafen den Chauffeur und einen Schlosser.

„Für heute ist es unmöglich das Auto in Ordnung zu bringen, Herr Gessert", berichtete der Chauffeur, „die Reparatur beansprucht längere Zeit."

So entschlossen sich die Eheleute einen anderen Wagen bis nach Glatz zu nehmen und von dort mit der Eisenbahn heimzufahren. — Als sie wieder durch Albendorf schritten, warf Frau Gessert nochmals einen langen Blick hinauf zu der wundervollen Kirche und wieder sagte sie leise: „Maria hilft! — Maria hat geholfen!"

## 2. Kapitel

Die chemische Fabrik Gesserts hatte sich in den letzten zehn Jahren recht vergrößert. Der Fabrikherr war als äußerst tüchtig bekannt, besaß auch genügend Mittel, um Vergrößerungen ohne Schwierigkeiten auszuführen. Seine Familie war weit und breit angesehen und geschätzt. Frau Gessert galt als eine gutherzige und wohltätige Frau und hatte zahlreiche Freunde. Man nahm daher an ihrem Leid den größten Anteil. Die beiden ältesten Söhne Gesserts starben im Alter von acht und zehn Jahren, der jetzt dreiundzwanzig Jahre zählende Sohn Ludwig war der Stolz der Eltern. Schon von klein an zeichnete er sich durch hohe Intelligenz und großen Fleiß aus. Es war daher selbstverständlich, daß sich Ludwig dem Studium der Chemie zuwandte, um dem Vater später zu helfen und einmal die schöne Fabrik zu übernehmen.

Da stellte sich bei dem eben Zwanzigjährigen plötzlich ein böses Augenleiden ein. Die verschiedensten Ärzte behandelten den Studenten. Man schickte ihn in Kliniken, ohne daß Besserung erzielt wurde. Gessert scheute kein Geldopfer; die berühmtesten Spezialisten wurden herangezogen, aus aller Munde hörten die unglücklichen Eltern die traurige Kunde, daß mit Heilung kaum zu rechnen sei.

Ludwig Gessert, den man vor kurzem zu einem der berühmtesten Augenärzte gebracht hatte, konnte sich nur schwer in sein Schicksal finden. Jetzt hoffte man von einer Operation das Letzte, doch der Professor erklärte selbst, daß nur zu einem Teil die Möglichkeit bestehe, die Sehkraft zu erhalten.

Nicht nur die Erkrankung Ludwigs lastete auf Gesserts. Niemand wußte, woran die zwanzigjährige Tochter Monika litt. Das junge Mädchen, das von jeher still gewesen war, schien mehr und mehr in Schwermut zu verfallen. Vergeblich suchte die besorgte Mutter in die Tochter zu dringen. Sie glaubte, daß Monika eine unglückliche Liebe im Herzen trage. Doch auch das schien nicht der Fall zu sein. Vielleicht lastete die Krankheit des Bruders so schwer auf ihr, daß sie für die Freuden des Lebens kein Interesse mehr fand. Ein reicher Hotelbesitzer, der sich für Monika interessierte, war ohne weiteres von ihr abgewiesen worden.

Im vorigen Jahr hatten die Eltern mit ihrer Tochter eine schöne Reise unternommen, doch völlig interesselos hatte sie die Schönheiten der fremden Länder an sich vorübergehen lassen. Auf die Fragen der Mutter, was ihr fehle, kam immer dieselbe Antwort: „Mir fehlt nichts, mir ist nur traurig und elend zu Mute, am liebsten möchte ich sterben."

Im Winter gab man Monika in ein Sanatorium, in der Hoffnung, daß die seelische Depression langsam schwinden werde. Der achtwöchige Aufenthalt brachte jedoch auch keine Besserung. Nun war sie wieder daheim, betätigte sich ein wenig in der Wirtschaft, stickte oder starrte schweigend ins Leere.

Das Einzige, was ihr Interesse fand, war das Befinden des Bruders. Gessert und seine Frau wagten kaum Monika die Wahrheit zu sagen. „Der Professor meinte", sagte die Mutter nach der Heimkehr, „die Operation werde Erfolg haben."

Auf diese Aussage hin schlug Monika ihre großen, schwermütigen Augen auf, blickte der Mutter lange ins Gesicht und sagte mit müder Stimme: „Ich fühle, liebe Mutter, daß auch du an eine Heilung nicht mehr glauben kannst."

„O doch, Monika, ich fange wieder an zu hoffen. Es ist mir, als stände uns jemand in unserer Not bei." Und leise setzte sie hinzu: „Jan war vollkommen blind, Jan wurde wieder sehend."

„Wer ist denn Jan?"

Frau Gessert erzählte von der Autopanne, von dem unfreiwilligen Aufenthalt in Albendorf und von der eigenartigen Kirche, die einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe. Monika sagte kein Wort dazu. Einstmals war auch sie gern zur Kirche gegangen, doch in den letzten Jahren hatte sie kein Gotteshaus mehr betreten.

Die Mutter erzählte von den Tafeln, die in Menge in dem Kapellengang aufgehängt waren, sprach von den Wundern, die in Albendorf geschehen waren.

„Vielleicht bittest du einmal die Gottesmutter um Gnade. Ich habe mir fest vor-



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genommen, von nun an täglich zu ihr zu beten. Ich will auch wieder zur Kirche gehen. — Wir haben es lange versäumt. Vielleicht zürnt uns Gott."

Am nächsten Tage rüstete Monika zum Ausgehen. Das war in den letzten Wochen nicht mehr der Fall gewesen.

„Willst du Bekannte besuchen?" fragte die Mutter erfreut.

„Wohnt Kaplan Rogge noch immer im Ort?"

„Jawohl, mein Kind."

„So will ich ihn aufsuchen und ihn etwas fragen."

Sorgenvoll schaute Frau Gessert ihre Tochter an. Monika trug nie Verlangen nach einem Geistlichen. Warum gerade heute? Vielleicht konnte ihr der Kaplan tröstende Worte sagen. — Wie kam Monika jedoch zu diesem Wunsch?

Auch Kaplan Rogge war erstaunt, als man ihm die Tochter des Fabrikbesitzers Gessert meldete. Er war in den letzten Jahren mehrfach vergeblich in dessen Hause gewesen. Gessert gab wohl reichlich Geld für kirchliche Zwecke, ließ sich aber mit seinen Angehörigen nur selten in der Kirche sehen.

Der Kaplan empfing das junge Mädchen freundlich. Ihm war es bekannt, daß Monika an Schwermut litt, doch es war ihm unmöglich gewesen, sich ihr zu nähern.

Nach kurzen einleitenden Worten fragte Monika, ob Kaplan Rogge schon von der Wallfahrtskirche in Albendorf gehört habe.

„Natürlich, ich kenne sie sogar genau, Fräulein Gessert. Als junger Student bin ich mehrmals dort gewesen, habe an mehreren Wallfahrten teilgenommen."

„Und haben ein Wunder erlebt?"

„Das, was Sie ein Wunder nennen, habe ich nicht erlebt, aber wenn man sieht, wie alle die Unglücklichen getröstet und frohgemut Albendorf wieder verlassen, wenn man erlebt, daß alle die, die schwere Bürde zu tragen haben, ihrer Last ledig wurden, kann man das wohl auch Wunder nennen."

„So will ich die heilige Jungfrau bitten, daß sie meinen Bruder heilt. — Und wenn sie es tut, wenn Ludwig nach Wochen gesund zu uns zurückkehrt, werde ich wieder eine gute Tochter der katholischen Kirche sein."

„Sie fordern die Genesung!" sagte Kaplan Rogge ernst, „wollen ihr Anliegen der heiligen Jungfrau vortragen und verlangen Hilfe? Nein, Fräulein Gessert, so dürfen Sie nicht bitten, das wäre kein Gebet, das durch die Wolken dringt. An einem einfachen Vergleich kann ich Ihnen das beweisen. — Ein Kindchen sieht etwas Schönes, streckt die Ärmchen darnach aus und sagt zur Mutter: das will ich haben. Doch die Mutter gibt es ihm nicht. Genau so wäre es, wenn Sie heute oder morgen die Forderung an die heilige Jungfrau stellten. — Um etwas zu erbitten, Fräulein Gessert, müssen Herz und Seele dabei sein. Wenn Sie sich in Ihr Gebet versenken, wenn Sie sich in ernster Andacht dem Heiland oder der Gottesmutter hingeben, könnte Ihr Gebet Erhörung finden."

Monika erhob sich. „Verzeihen Sie mir, Herr Kaplan, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nahm."

„Bitte bleiben Sie ein Weilchen hier, ich möchte noch weiter mit Ihnen reden."

„Nein, ich muß heim."

„Vielleicht wollen Sie mir antworten, daß Sie verlernt haben, in dieser Weise zu beten. — Wie wäre es, Fräulein Gessert, wenn Sie einmal nach Albendorf fahren würden? Gehen Sie in die Kirche, schauen Sie hinauf zum Gnadenbild, und es wird Ihnen möglich sein, so recht von Herzen zu beten. Werfen Sie einen Blick auf alle jene, die die Kirche gläubig betreten, dann werden Sie lernen, was es heißt, inbrünstig zu beten, der heiligen Jungfrau Ihr Anliegen vorzutragen."

Monika ließ sich nicht länger zurückhalten. Die Worte des Kaplans vermochten sie nicht zu trösten. Im Gegenteil! Er hatte ihr zu verstehen gegeben, daß ihre Bitte, die sie zum Himmel senden wollte, keine Erhörung finden würde, weil sie nicht zu beten verstand. Hatte sie es überhaupt jemals gekonnt? Vielleicht als ein ganz junges Mädchen. Dann waren ihr Zweifel gekommen, das große Leid des Bruders.

Warum erschien ihr das Leben nicht lebenswert? Warum freute sie nichts mehr, was die Natur in schier überreicher Fülle schenkte? Auch der irdische Besitz lockte sie nicht. Was stand ihr für ein Leben bevor, da sie sich an nichts mehr erfreuen konnte? Wenn sie andere junge Mädchen ihres Alters ansah, kamen ihr Tränen in die Augen. Sie floh vor ihnen. Das Scherzen und Lachen tat ihr weh. Sie konnte es nicht.

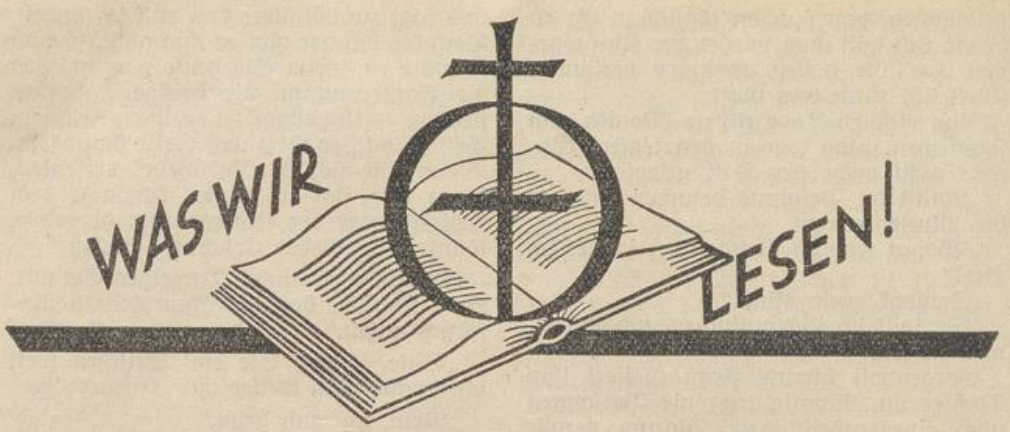
Kaplan Rogge hatte ihr geraten nach Albendorf zu fahren. — Was sollte sie dort? — Die Kirche hatte auf die Mutter einen tiefen Eindruck gemacht.

In dieser Nacht sah sie im Traum eine Kapelle, eine Taube schwebte hernieder, setzte sich ihr auf die Schulter. Da konnte sie wieder lächeln. Dann war die Kapelle mit goldenem Schein erfüllt. Sie sah die Gottesmutter, die die Hand erhob und ihr zu winken schien. — Was bedeutete dieser Traum? Sollte sie nach Albendorf fahren?

(Fortsetzung folgt)



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN




## Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

**Die Heilige Schrift für das Leben erklärt.** Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kalt (für das Alte Testament) und Willibald Lauck (für das Neue Testament). 16 Bände. Band VIII: Das Buch der Weisheit — Das Buch Isaias. Übersetzt und erklärt von Dr. Edmund Kalt. (XII und 430 Seiten). Bei Abnahme des Gesamtbibelwerkes: Geheftet: RM. 8.— Leinen: RM. 10,40; Halbleder: RM. 12,20. Bei Einzelbezug: Geheftet: RM. 9,40; Leinen: RM. 12,40; Halbleder: RM. 14,60.

In der Einleitung zeigt der Verfasser, daß unser Weisheitsbuch nicht vom König Salomon herstammt, sondern erst im letzten vorchristlichen Jahrhundert in der jüdischen Diaspora, wohl in Alexandrien, entstanden sein kann, um Juden und Heiden die geoffenbarte Weisheit vor Augen zu stellen. Die Übersetzung zeichnet sich aus durch gute, verständliche Sprache und klare Gliederung. Im Kommentar gelang es dem Verfasser trotz aller Kürze die bildlichen Ausdrücke und geschichtlichen Andeutungen zu erklären und außerdem zum Verständnis des hl. Textes noch wertvolle Ausführungen zu machen. Besonders hervorzuheben ist die häufige Verwendung von alt- und neutestamentlichen Stellen. Jeder Bibelfreund wird es freudig begrüßen, auf diese Weise mit den entsprechenden Stellen der Heiligen Schrift vertraut zu werden. —

Einführend in das grandiose Werk des Propheten Isaias charakterisiert der Verfasser erst die „aristokratische Natur" dieses Propheten und sein Werk, dessen Einheit er getreu der katholischen Tradition verteidigt. In der Erklärung ist wieder eine ausgiebige Verwertung von Schriftzitaten und kurze aber sachkundige Angaben des Verfassers vorherrschend. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Betonung der aszetischen Gedanken. Jedem Seelsorger und Bibelfreund wird dieses Isaiasbuch zu einer Fundgrube von Anregungen werden. Nach Möglichkeit wurde die wissenschaftliche Exegese verarbeitet, und wo nötig, auf die neueste Fachliteratur verwiesen. Zur Erleichterung des Nachschlagens wurde das Buch außer den entsprechenden Registern auch mit einem meßliturgischen Verzeichnis versehen. Das Buch wird dem hochw. Seelsorgsklerus und dem katholischen Volk empfohlen.

Band IX, 1: Das Buch Jeremias. Übersetzt und erklärt von Willibald Lauck. (XII und 344 Seiten.) 1938. Bei Abnahme des Gesamtbibelwerkes: Geheftet: RM. 5,40; Leinen: RM. 7,40; Halbleder: RM. 9,20. Bei Einzelbezug: Geheftet: RM. 6,40; Leinen: RM. 8,80; Halbleder: RM. 10,60.

Vertraut mit Form und Inhalt des Buches Jeremias bietet der Verfasser eine gute Übersetzung und an textkritisch unsicheren Stellen brauchbare Verbesserungen. Trotz beschränkten Raumes weiß er in der Erklärung die Behandlung der wesentlichsten zeitgeschichtlichen Fragen und aufschlußreiche Angaben über Person und Werk unseres Propheten unterzubringen. In gediegener Sprache werden im Kommentar die gesicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung und Exegese verwertet. Vor allem aber hat der Verfasser sein Hauptaugenmerk auf die Herausarbeitung der aszetisch sittlichen Lebenswerte gerichtet, was ihm auch vollkommen gelang. Aus diesen Gründen ist auch dieser Band eine Bereicherung und Vervollkommnung der „Herder-Bibel" und dessen weiteste Verbreitung zu wünschen. Dem Seelsorger erleichtert die übersichtliche Gliederung, sowie das beigefügte Personen- und Sachverzeichnis die Arbeit.

## Verlag & Buchhandlung Ludwig Auer, Donauwörth:

**„Sonntag in der Krankenstube".** Von Georg Lutz, Spiritual der Barmherzigen Schwestern in Augsburg. 199 Seiten, mit einem Titelbild und 6 Kupferstichen. Halbleinwand 1,90.

Krankentage — Gnadentage! Der Verfasser will aus eigener Erfahrung und Miterleben mit vielen anderen Kranken den leidenden Brüdern und Schwestern Weg und Anleitung geben, aus dem Kreuz der Krankenstube eine Heilsquelle der Gnaden zu machen im Anschluß an das Sonn- und Festtagsevangelium. Es verdient weiteste Verbreitung, zum Troste vieler Kranken.

## Verlag der Oblaten, Hünfeld, Hessen-Nassau:

**„25 Jahre bei den Wadiriku am Okawango".** Von P. August Bierfert OMI. Preis: RM. 1,25.

Ein alter Missionar erzählt schlicht und einfach und doch packend und lehrreich das Werden und Wachsen der Mission bei den Wadiriku. Das Buch ist allen Missionsfreunden bestens zu empfehlen.

## Verlag Laumann, Dülmen:

**„Fromm und froh"** von Pfarrer Melchior Grosek. 72 Seiten, Leinwand RM 1,50.

Ein Meßbüchlein für Kinder. Viele Bilder, Erklärungen und Gebete versuchen dem Kinde die hl. Messe zu erklären und ihr aufmerksam beizuwohnen. Besonders für die Kinder der ersten Schuljahre geeignet. P. Aquilin

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. Meinrad Bechtiger, Missionshaus St. Josef, Altdorf (Kt. Uri). — Verlag: Mariannhiller Mission. — Druck: Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Schwaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN